



Berlin, den 25. März 1899.

Der Marquis de Sade.

Von den vom psychologischen und ärztlichen Standpunkt merkwürdigsten psychosexuellen Phänomenen gehören wohl jene krankhaften Abirrungen und Ausartungen des Geschlechtsinnes, die in der französischen Fachliteratur unter der Kollektivbezeichnung des „Sadismus“ zusammengefaßt zu werden pflegen, — während bei uns, nach dem Vorgange Krafft-Ebing's, dieses Wort in viel engerer und schärfer umschriebener Begrenzung, für eine ganz bestimmte Aeußerungsweise psychosexueller Abnormität, literarisch gebraucht wird. Mögen wir nun den Ausdruck „Sadismus“ in diesem engeren oder (wie ich es gerade mit Rücksicht auf den Ursprung der Bezeichnung für richtiger halte) in einem weiteren Sinne anwenden: immer wird durch ihn unsere Aufmerksamkeit zurückgelenkt auf den Mann, nach dem dieser Ausdruck geprägt ist, auf den „célèbre Marquis“, der in seiner Persönlichkeit wie in seinen hinterlassenen Geistesprodukten ein der psychologisch-ärztlichen Betrachtung nicht unwerthes, in gewissem Sinn vielleicht einzigartiges psychopathologisches Problem bietet. Ich sehe dabei natürlich ab von dem schaurig beklemmenden Reiz, den an sich schon die vollendete Verkörperung des nicht nur Unsitlichen, sondern direkt Widersittlichen, des Bösen, Satanischen — wie sie uns in reifer künstlerischer Ausprägung etwa in den Bühnengestalten eines Richard des Dritten, Jago, Franz Moor, Cenci entgentreift — auf die zum Gruseln willig erhigte Phantasie empfänglicher Gemüther auszuüben vermöchte. Für die wissenschaftliche Denkweise giebt es auch hier nur ein Objekt und ein Problem des Erkennens. Ich meine, daß es dem Freunde der Seelenforschung, namentlich wenn er zugleich Arzt ist, wohl als eine nicht abzuweisende, in gewissem Sinne verlockende Aufgabe erscheinen darf, auch in diese Seelenabgründe hineinzuleuchten, in die Gedankenwelt eines

solchen aus dem Gleichgewicht gebrachten Gehirns — eines „déséquilibré“, wie der treffende französische Ausdruck lautet — einzubringen oder ein solches Eindringen doch wenigstens zu versuchen. Und tag: bietet uns der vielgenannte Verfasser von „Justine“ und „Juliette“ in dem unendlich breiten und redseligen, mit offener Vorliebe behandelten lehrhaften Exkursen, die nahezu die Hälfte seines zehnbändigen Hauptwerkes einnehmen und das geistige Portrait des Autors in naiver Selbstgefälligkeit von allen Seiten zurückspiegeln, ein unvergleichliches und in seiner Art unübertreffliches, in gewissem Sinne fast Rousseaus Confessions an die Seite zu stellendes Mittel.

Der Grundton aller dieser mit viel phrasenhafter Rhetorik und mit professoralem Unfehlbarkeitsdünkel vorgetragenen Raisonnements ist freilich bis zur eintönigsten, ermüdendsten Monotonie immer und immer wieder unaufhörlich der selbe. Ein uns als wahrwütig oder verrückt erscheinender, brutaler, unerbittlicher, über jedes menschliche Maß hinauswachsender — man möchte sagen: absoluter — Egoismus feiert hier seine grauenerregenden Orgien. Ganz ausschließlich das eigene Ich ist das einzig zum Dasein Berechtigte, Reale, und alles Uebrige fällt, im Grunde genommen, in den Gesichtskreis dieses Ich überhaupt nur so weit, wie es als vorgefertigtes Genußmittel zur Befriedigung der egoistischen Antriebe und Gelüste zu dienen und als Opfer dafür zu bluten bestimmt, naturgemäß prädestiniert ist. Wenn auf dem von kantischer Ethik durchtränkten, absolut-idealistischen Standpunkte eines Fichte die Welt bekanntlich das „vernünftliche Material unserer Pflicht“ ist, so erscheint hier auf dem äußersten ethischen Gegenpol die Welt nur als das vernünftliche Material eigenen bestialischen Genußtriebes. Max Stirners „Einziger“ und Nietzsches „Übermensch“ erscheinen hier nicht nur antizipiert, sondern selbst in den äußersten, barocksten Konsequenzen ihrer Entwicklung noch schauerlich weit — man möchte glauben, in parodistischem Übermuth — überboten. Aber auch die aus einem mißverstandenen und auf Abwege gerathenen Darwinismus neuerdings hier und da entnommenen rohen Kraftkonsequenzen sind dort schon lange vorausahnend gezogen, so daß gerade in dieser Hinsicht das Studium de Sades auf so manche, das nackte Gewaltrecht des Stärkeren proklamirende und jede altruistische Regung als Rückfall in überwundene geistige Kinderkrankheit verhöhrende Weisheitsoffenbarung unserer „Jüngsten“ ein grell aufzuckendes Licht wirft.

Obgleich ich in Verfolgung der mit dem nervenärztlichen Gebiete vielfach so eng zusammenhängenden sexualpathologischen Probleme seit Jahren der Persönlichkeit und den Werken de Sades ein eingehendes Studium gewidmet habe, würde ich mich doch kaum veranlaßt fühlen, darüber coram publico das Wort zu ergreifen, wenn ich nicht die Bemerkung gemacht hätte, daß in der betreffenden Fachliteratur zwar überaus häufig von de Sade

und seinen Schriften die Rede ist, daß aber so ziemlich Alles, was man darüber zu hören und zu lesen bekommt, von der vollkommensten Unkenntniß des behandelten Objectes Zeugniß giebt. In der That darf man sagen, daß sowohl Lebensgang und Charakter des Autors wie Form und Inhalt seiner Werke zu den „bestunbekannten“ Dingen gehören und auch Denen sehr häufig fremd geblieben sind, die sich darüber mit oft verblüffender Zungen- und Federgewandtheit verbreiten. Das ist aber kein so ganz gleichgiltiger Umstand. Es ist doch nicht zu verkennen, daß wir es bei de Sade nicht mit dem ersten besten pornographischen Autor gewöhnlichen Schlags zu thun haben, sondern daß es sich hier um eine ganz ungewöhnliche persönliche und literarische Erscheinung, um eine, ich möchte sagen, direkt aus dem Urquell des Bösen schöpfende antimoralische Kraft handelt. Auf der anderen Seite lassen sich auch mannichfache Beziehungen zu verwandten Richtungen und philosophisch-literarischen Bewegungen unserer Zeit nicht in Abrede stellen. Wenn auch bei der erweiterten Kenntniß unsere menschliche Theilnahme nichts zu gewinnen hat, so wird doch unser der krankhaften Einzelercheinung zugewandtes wissenschaftliches Interesse durch eindringende Analyse und durch Aufdeckung der Fäden, die auch jene mit Menschen und Dingen ihrer Zeit und Umgebung verknüpfen, in vollerm Maße befriedigt.

Das Leben.

Donatien Alphonse François, Marquis de Sade wurde als der Sprößling einer der vornehmsten und ältesten provençalischen Adelsfamilien am zweiten Juni 1740 in Paris geboren. In die lange Reihe seiner Vorfahren gehört jene mit Hugo de Sade vermählte Laura von Noves, die Petrarca an einem Charsfreitag, am sechsten April 1327, in der Kirche Santa Chiara zu Avignon zum ersten Male erblickte. Ihre von der Poesie verklärte Lichtgestalt war es, die den Oheim und Erzieher unseres Marquis, den gelehrten Abbé de Sade (gestorben 1778), zu seinen einst hochgeschätzten „Mémmoires sur la vie de Pétrarque“ (in drei Bänden, 1764 bis 1767) begeisterte. Ein grausamer Wig der Literaturgeschichte hat so die Objektivation selbstlosester, fast unirdischer Liebessehnsucht und den literarischen Hauptvertreter unerhörtester erotischer Ausschweifung und Verirrung in der selben Familie zu greller Kontrastwirkung vereinigt. Der Vater unseres Marquis war Diplomat, die Mutter Ehrendame der Prinzessin von Condé, in deren Hause der junge de Sade geboren wurde. Seine erste Erziehung leitete jener gelehrte Oheim in der Abtei Breuil; von dort kam der Knabe auf das Collège Louis le Grand in Paris, trat nach damaliger Sitte schon mit vierzehn Jahren bei den Chevau-légers ein und wurde der Reihe nach Unterlieutenant,

Lieutenant, Capitän bei verschiedenen Kavallerie-Regimentern; in dieser Eigenschaft hatte er auch Gelegenheit, den Siebenjährigen Krieg — bekanntlich keinen besonderen Ruhmestitel der französischen Armee — mitzumachen. Nach Paris zurückgekehrt, heirathete er mit sechsundzwanzig Jahren die Tochter des Präsidenten Montreuil. Sie soll von einnehmendem Aeußeren und sanftem Charakter gewesen sein, mußte ihren Gemahl jedoch offenbar wenig zu fesseln, so daß er, wie es heißt,*) schon vom Jahre der Verheirathung an sich einem ausschweifenden Leben hinzugeben anfang. Er lebte auf seinem Schlosse Contat mit einer Schauspielerin, die er für seine Frau ausgab. Der im nächsten Jahre (1767) erfolgte Tod des Vaters verschaffte de Sade die Nachfolge als Generallieutenant für Bresse, Buges und Balmomey; doch mochte er zu dieser Zeit schon zu sehr in den Strudel sinnlicher Ausschweifungen versunken sein, um für eine ernstere Lebenshaltung und Pflichterfüllung noch die nöthige Befähigung zu besitzen. Gleich im darauf folgenden Jahre lenkte er durch eine Skandalaffaire, die auch zu gerichtlichem Einschreiten Anlaß gab, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und lieferte eine Probe Dessen, was von seiner Lebensführung und deren späterer literarischer Fruchtifikation noch erwartet werden durfte. Er hatte am dritten April 1768 durch seinen Kammerdiener, den Vertrauten aller seiner Ausschweifungen, zwei Freudenmädchen nach einem ihm gehörigen Hause in Arcueil führen lassen und außerdem selbst eine Frau, der er zufällig begegnet war, Rosa Keller, die Wittve eines Pastetenbäckers, dahin gelockt, sie eingeschlossen und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, sich vollständig zu entkleiden, ihr die Hände gebunden und sie bis aufs Blut gepeitscht; darauf hatte er sie in diesem Zustande verlassen, um sich zu den beiden Mädchen zu begeben und die Nacht mit ihnen in einer Orgie zu verbringen. Am Morgen war es der Eingeschlossenen gelungen, sich von ihren Banden zu befreien und durchs Fenster zu springen; es kam zu einem großen Auslauf; man drang ins Haus und fand den Marquis und die Genossen seiner Luste sinnlos betrunken. De Sade wurde verhaftet, die Kammer von Tournelle leitete eine Untersuchung ein, die aber auf königlichen Befehl — es war die Zeit Ludwigs des Fünfzehnten und der Stern der Dubarry eben im Aufgehen! — alsbald niedergeschlagen wurde, nachdem der Marquis seinem Opfer, der Rosa Keller, ein Schmerzensgeld von 100 Louis, 'or bezahlt und damit seine „Schuld geföhnt“ hatte.

In dieser Affaire tritt schon deutlich ausgesprochen jene eigenthümliche Form der Kombination von Wollust und Grausamkeit hervor, die freilich nicht völlig Demjenigen entspricht, wofür man den Ausdruck „Sadismus“ im engeren Sinne geprägt

*) Es erscheint doch, wie wir sehen werden, nicht ausgeschlossen, daß eine Größere Förderung sich damals entwickelte oder eine schon vorhandene sich deutlicher manifestirte.

hat, insofern die Vornahme grausamer Handlungen dabei nicht als Selbstzweck, sondern wesentlich als präparatorischer Akt, als Stimulus der Wollustbefriedigung, zu dienen bestimmt ist: denn die Peitschung der Rosa Keller hatte allem Anschein nach den Zweck, de Sade zum Verkehr mit den beiden Mädchen in „Stimmung“ zu bringen. Uebrigens bewirkte der Vorfall in der Lebensweise de Sades keine ersichtliche Aenderung. Er knüpfte mit der ihm, wie es scheint, wahlverwandteren Schwester seiner Frau ein Verhältniß an und machte in deren Begleitung eine längere Reise nach Italien. Wir mögen in den beiden ungleichen Schwestern wohl die Urtypen von Justine und Juliette vor uns haben, wie wir auch die Reise nach Italien in der „Juliette“ vom Ende des dritten bis zum sechsten Bande, mit phantastischen Ausschmückungen natürlich, ausgiebig benutzt finden. Auf der Rückreise gab de Sade in Marseille (im Juni 1772) durch einen neuen Skandal zum Einschreiten der Behörden Veranlassung; er hatte bei einer von ihm veranstalteten Orgie den dazu entbotenen Freudenmädchen kantharidenhaltige Pastillen in solcher Dosis zu essen gegeben, daß zwei der Mädchen an den Folgen des Genusses starben. Diesmal erging sogar von dem Parlament in Aix gegen de Sade und seinen Kammerdiener, die erst nach Genf und von da auf savoyisches Gebiet nach Chambéry geflüchtet waren, ein Kontumazurtheil, das Beide wegen Sodomie und Giftmord zum Tode verurtheilte; doch wurde dieses Urtheil nach sechs Jahren, die die Schuldigen zum großen Theil im Auslande zubrachten, kassirt und in eine dreijährige Verbannung von Marseille und fünfzig Livres Geldstrafe umgewandelt. Aus Vincennes, wo man ihn vorläufig eingesperrt hatte, wußte de Sade mit Hilfe seiner Frau (im August 1778) zu entspringen. Nun erfolgte ziemlich bald ein neuer, noch größerer Skandal, diesmal in Paris selbst, dessen Einzelheiten in vielfach abweichender Weise dargestellt werden. Wiederum soll es sich um schreckliche Folgen der Kantharidenvergiftung bei eingeladenen Ballgästen aus den Kreisen der vornehmen Welt — Herren und Damen — gehandelt haben. Der Marquis und seine Schwägerin — die hier immer unverhällter als das Original der Juliette hervortritt — sollen beim Ausbruch der sich entwickelnden Schreckensszenen, die mehrere Damen das Leben kostete, schleunigst das Weite gesucht haben. Nach einer von dem hervorragenden französischen Irrenarzt Briette de Boisjont (in der Gazette médicale) gegebenen Schilderung soll man ferner — es ist nicht klar, ob vor oder nach diesem verhängnißvollen Ball-souper — in einem Hause einer abgelegenen Straße von Paris eine tief ohnmächtige junge Frau angetroffen haben, der an verschiedenen Stellen des Körpers die Adern geöffnet und zahlreiche Einschnitte mit der Lanzette beigebracht waren und die, mit Mühe ins Leben zurückgerufen, den Marquis, der sie in das Haus gelockt habe, nebst seinen Leuten als Urheber dieses Verbrechens anschuldigte. Auch hier hatten, wie es scheint, die auf seinen Befehl und

und vor seinen Augen vollzogenen Blutentziehungen dem Marquis als mol-
 lustertreibender Reiz, als vorbereitender Akt der eigentlichen geschlechtlichen Be-
 friedigung — diesmal an dem Opfer selbst — dienen müssen. Das Aben-
 teuer klingt auch in *Justine et Juliette* wieder, im dritten und vierten
 Buch der *Justine*, in der Schilderung des Grafen Bernande, jenes Mono-
 manen der Oberlässe und Inquisition, dessen blutigieriger Passion schon sechs
 Frauen zum Opfer gefallen sind. Wie es nun mit der Gleichzeitigkeit der
 beiden Ereignisse auch stehen mag: jedenfalls wurde de Sade daraufhin von
 Neuem verhaftet und erst nach Vincennes, dann (im Jahre 1789) nach der
 Bastille gebracht, zu deren letzten Insassen oder — im Sinne der Revo-
 lutionsschwärmer — unglücklichen Opfern er sich zählen durfte. Denn erst
 kurz vor dem berühmten Bastillensturm wurde er in Folge eines Wort-
 wechsels mit dem Gouverneur Delaunay (dem nachherigen Opfer der Volks-
 wuth) nach dem Irrenasyl Charenton übergeführt, sonst würde auch ihm die
 Volksmenge an jenem blutigen vierzehnten Juli 1789 die Freiheit verschafft
 haben, die er nun erst neun Monate später erhielt, durch den Beschluß der
 Konstituirenden Versammlung vom siebenzehnten März 1790, der die sofortige
 Befreiung aller durch „lettres de cachet“ Verhafteten anordnete.

Der dankbare Marquis stürzte sich denn auch mit Begeisterung in
 den Strudel der revolutionären Bewegung; er ließ mehrere dieser Richtung
 huldbigende Theaterstücke aufführen und trat später dem Klub der Piken-
 männer (*société populaire de la section des piques*) bei, als deren Se-
 cretär er am neunundzwanzigsten September 1793 eine noch erhaltene Rede hielt,
 die den Manen der edlen Volkshelden Marat und Lepelletier geweiht und
 ganz und gar mit dem schwülftigen Phrasengewäsch des Demagogenthumes
 jener Tage, in das sich de Sade offenbar geschickt hineinzufinden wußte, er-
 füllt ist. Auch in der *Juliette*, an der de Sade damals arbeitete und im
 Geheimen druckte, fehlt es nicht an blutrieisenden Tiraden gegen die „Ty-
 rannen“ und an einem ultrarevolutionären fanatischen Haß gegen Königthum
 und monarchische Institutionen, der nur durch den Haß gegen Religion und
 Kirche noch überboten wird. Bei Alledem vermochte sich de Sade — wie
 es scheint, wegen einiger zur Rettung seines Schwiegervaters Montreuil
 unternommenen Schritte — dem Mißtrauen der revolutionären Machthaber
 nicht zu entziehen; er wurde als „verdächtig“ denunzirt, im Dezember 1793
 verhaftet und erhielt erst nach dem Sturze Robespierres, im Oktober 1794,
 seine Freiheit wieder. Bessere Zeiten brachen für ihn unter dem Directoire
 an, als ein Wüßling und Schwelger wie Barras mit seinen Gesinnungsgenossen
 die Geschichte Frankreichs leitete und unter dem Aushängeschild der Republik
 die Sittenzustände spätrömischer *Décadence* wieder heraufführte. Damals
 durfte de Sade es wagen, nicht nur 1796 die vollendete *Juliette*, sondern

auch 1797 sein gesammtes zehnbändiges Hauptwerk und zugleich eine neue veränderte Auflage der Justine mit Kupferstichen erscheinen zu lassen und von diesem Werke den fünf Mitgliedern des Directoriums eigens abgezogene Belirgenemplare zu überreichen. Aber diese schönen Zeiten konnten nicht dauern. Bald kam das Säbelregiment Bonapartes, das Konsulat; und als de Sade auch dem Ersten Consul seine beiden Werke in der eben neu erschienenen Gesamtausgabe zuzuschicken wagte, kam er schlimm an. Bonaparte soll, nachdem er wenige Zeilen gelesen hatte, die Bücher, trotz ihren reichen Einbänden, ins Feuer geworfen haben. Jedenfalls ließ er (1801) die ganze Auflage konfisziren, den Verfasser noch in demselben Jahre verhaften und erst nach Sainte-Pélagie, dann (1803) nach Charenton führen, wo er als unheilbarer und gefährlicher Geisteskranker bis zu seinem Lebensende festgehalten wurde. Allerdings scheint bei der gegen de Sade beobachteten Strenge auch der Umstand mitgewirkt zu haben, daß Dieser ein gegen Josephine und ihre Freundinnen gerichtetes Pasquill — unter dem Namen Zoloé et ses deux acolytes (Turin 1800) — in Umlauf gesetzt haben soll. Aus den letzten Lebensjahren des Marquis, aus der Zeit seines Aufenthaltes in Charenton, besitzen wir verschiedene, von Augenzeugen herrührende, allerdings nicht von Widersprüchen freie Schilderungen. Nach einer davon erscheint de Sade als ein kräftiger, die Gebrechen des Alters nicht an sich tragender Greis mit schönem weißen Haar, von würdevollem Aussehen, liebenswürdigem und überaus höflichem Benehmen, der dabei aber auf jede Anrede mit sanftester Stimme schmutzige Worte hervorsprudelte und bei seinen Spozirgängen im Hofe obizöne Figuren in den Sand zeichnete. Er arbeitete emsig an Schriften ähnlichen Inhalts und ließ auf der Bühne des Irrenhauses selbstverfaßte Theaterstücke zur Aufführung bringen; später soll er auch, mit Genehmigung des offenbar sehr toleranten Anstaltsleiters, des Abbé Cusmier, Bälle und Konzerte arrangirt haben, die endlich der dabei stattgehabten Mißbräuche halber auf ministeriellen Befehl (am sechsten Mai 1813) unterjocht wurden. Merkwürdig ist, daß ein sehr hervorragender Irrenarzt, der ärztliche Direktor von Charenton, Royer-Collard, auf das Dringendste die Entfernung de Sades aus der Irrenanstalt forderie, da er ihn nicht für geisteskrank hielt und seinen überaus schädlichen Einfluß auf die wirklichen Geisteskranken in wiederholten Eingaben betonte, während dagegen mehrere vornehme Damen sich lebhaft für de Sade verwardten und dessen Verbleiben in Charenton, wo er es augenscheinlich sehr gut hatte, bei dem Polizeiminister Fouché erbateten und durchsetzten. So starb denn de Sade als vierundsiebzigjähriger Greis, nachdem er noch den Sturz Napoleons und die Restauration erlebt hatte, in dem Ains, dessen Bewohner er seit nahezu zwölf Jahren war, am zweiten Dezember 1814. Von seinen Zeitgenossen haben ihm namentlich Rétif de la

Vertonne (in den „Nuits de Paris“ und in der noch zu erwähnenden Anti-Justine), sowie Charles Robier in seinen „souvenirs“ — der in ihm ein unglückliches Willküropfer des Konfulats und des Kaiserreichs erblickte! — literarische Aufmerksamkeit gewidmet. Später hat Jules Janin in einem zuerst 1835 in der Revue de Paris erschienenen und in den „Catacombes“ wiederabgedruckten Aufsatz über das Leben und die Werke de Sades geschrieben, wobei jedoch mannichfache Irrthümer mit unterliefen. Weitere, zum Theil werthvolle biographische Notizen sind in dem anonym erschienenen Buche „Le Marquis de Sade“ (Brüssel, Gay & Doucé, 1881) enthalten.

Die Werke.

Das große Hauptwerk de Sades, die Ursache und Quelle seiner herostratischen Unsterblichkeit, besteht aus zwei mit einander eng zusammenhängenden, wenn auch ursprünglich getrennt herausgegebenen Theilen. Der erste Theil, „Justine“, erschien anonym zuerst 1791, die Fortsetzung, „Juliette“, ebenfalls anonym 1796, das Ganze in zehn Bänden in Holland 1797. Diese mir vorliegende Gesamtausgabe trägt in ihren vier ersten Bänden den Titel: „Histoire de Justine ou les malheurs de la Vertu par le Marquis de Sade“ (en Hollande 1797) und das bezeichnende Motto: „On n'est point criminel pour faire la peinture des bizarres penchants qu'inspire la nature“. Die sechs folgenden Bände führen den Titel: „Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade“. Druckangabe und Motto sind die selben wie früher. Auffällig ist, daß auf dem Titelblatt, als zur Justine gehörig, vierundvierzig, zur Juliette sechzig, — im Ganzen also einhundertundvier — Stiche bezeichnet werden, während dagegen thatsächlich nur einhundert Stiche (zehn für jeden Band) vorhanden sind, deren Zugehörigkeit zu der betreffenden Ausgabe durch die beigedruckten Band- und Seitenzahlen evident ist. Uebrigens ist — ganz abgesehen von der Schauerlichkeit des Dargestellten — der künstlerische Werth dieser Illustrationen überaus gering. Grobe Fehler der Zeichnung, der Perspektive, gänzlicher Mangel an Individualisirung, dürftige, fast ärmliche Erfassung der Szenerie strappiren bei der Mehrzahl der Bilder, denen man höchstens die kompositionelle Treue in Anlehnung an die oft recht komplizirten Gruppenbeschreibungen des Textes als ein immerhin zweifelhaftes Verdienst zusprechen könnte. Hier hätte es, wenn denn schon Derartiges überhaupt gewagt werden sollte, der entfesselten und vor nichts zurückschauernden Phantasie bedurft, mit der ein Doré die Gestalten von Dantes Inferno nachzuschaffen gewußt hat.

Der Inhalt — oder vielmehr die das Ganze beherrschende Grundtendenz

— ist schon durch die Nebentitel „les malheurs de la vertu“ und „les prospérités du vice“ genügend gekennzeichnet. Mit zähester Beharrlichkeit wird durch alle zehn Bände hindurch immer und immer wieder das Thema variiert, daß es der „Tugend“, gerade eben weil und so lange sie Tugend ist und sein will, nothwendig höchst elend ergehen und daß das „Laster“ eben so nothwendig floriren und oben aufkommen muß. Die Vertreterinnen der entgegengesetzten Moralextrême sind die beiden Schwestern, Justine und Juliette. Wir finden sie zuerst in noch sehr jugendlichem Alter, eben verwaist und durch den Bankerott ihres Vaters in dürftigen Verhältnissen: Justine, fest entschlossen, unter allen Umständen tugendhaft zu bleiben, und die ältere Juliette eben so fest entschlossen, sich dem eine glänzende Karriere verheißenden Laster in die Arme zu werfen. So trennen sich ihre Wege. Wir begleiten nun vier Bände hindurch die tugendhafte Justine auf ihren Irrfahrten, wobei es ihr immer jammervoller ergeht, ihr Vertrauen immer schmerzlich enttäuscht, ihre Gutherzigkeit immer an Unwürdige und an Bösewichte verschwendet wird, ihre Wohlthaten jedesmal zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen, ohne daß sie doch zur Erkenntniß ihrer grenzenlosen Thorheit, nach des Verfassers Standpunkt, durchzubringen vermag, — was ihre aufgeklärten Gegner, die Großinquisitoren der natürlichen Vernunft, mit Fug und Recht gegen sie erbittert. Schließlich wird sie wegen einer ihr fälschlich zugeschriebenen Brandstiftung zum Tode verurtheilt, entkommt aber aus dem Gefängniß und gelangt zufällig auf das Schloß ihrer Schwester, die sie von einer eben so glänzenden wie frivolen Gesellschaft umgeben antrifft. Sie erzählt Juliette ihre Geschichte, die einen der Zuhörer zu der Bemerkung veranlaßt: „voilà bien ici les malheurs de la vertu“ und, auf die anwesende Juliette deutend: „là, mes amis, les prospérités du vice“. Juliette, die es inzwischen zu großem Reichthum und zum Range einer Gräfin Lorfanges gebracht hat, trägt nun ebenfalls ihre Geschichte vor, die zugleich die Geschichte ihrer wachsenden Erfolge ist; sie debutirt charakteristischer Weise im Kloster, kommt dann zu einer Kupplerin, wird die Geliebte des allmächtigen Ministers Saint-Fond und die über unbegrenzte Mittel verfügende Anordnerin und Leiterin seiner heimlichen Orgien. Ein einziger Rückfall in die Tugend oder ein allzu skrupulöses Bedenken zieht ihr den Verlust dieser Stellung zu und nöthigt sie zur Flucht; der treffliche Graf Lorfanges rettet und heirathet sie, wird von ihr aber seiner langweiligen Tugendholbigkeit halber verabscheut und bald vergiftet, worauf sie in Begleitung ihres Liebhabers eine an Abenteuern reiche Reise nach Italien antritt. Die einzelnen Stappen werden sehr genau geschrieben, namentlich der Aufenthalt am Hofe des Großherzogs von Toscana (des späteren Kaisers Leopold des Zweiten), am päpstlichen Hofe und am Hofe des Lazzaroni-

königs Ferdinand von Neapel und seiner tibadischen Königin Karoline, der Schwester Maria Antoinettes; endlich in dem noch republikanischen Venedig. Hier lebt sie als Courtisane im größten Stil, wird schließlich in das Schicksal einer Freundin hineingezogen, die zwar Giftmischnerei im Kleinen gewerbmäßig verübt, aber vor einer ihr behördlich anbefohlenen Giftmischnerei im Großen zurückschreckt — mehr aus „Mangel an Muth“ als an gutem Willen, wie die Erzählerin entschuldigend hinzusetzt —, und kehrt nach Frankreich zurück, wo sich die Verhältnisse inzwischen aufs Günstigste für sie aplanirt haben. Die Schlussworte ihrer Erzählung enthalten eine triumphirende Apologie von Laster und Verbrechen, mit deren Hilfe sie es so herrlich weit gebracht hat. Justine ist aber nicht zu bekehren, und da Juliette sich weigert, eine solche „Prüde“ als Schwester anzuerkennen und im Hause zu behalten, so wird sie beim Herannahen eines Gewitters auf die Straße geworfen und sogleich von einem Blitzstrahl getödet, vor den Augen der zuschauenden Gesellschaft, die in entzückten Jubel darüber ausbricht, daß der „Himmel“ die Tugend in solcher Weise belohne.

Dies das nackte Gerippe der Handlung, die in ihrem Rahmen eine bunte Fülle von Gemälden erotischer Ausschweifungen und blutriefender Orgien umschließt und mit einer kaum minder breiten Fülle lehrhafter Exkurse in monologischer und dialogischer Form, namentlich in der zweiten Hälfte, durchsetzt ist. Die „Helden“ und „Heldinnen“ (sit venia verbo) dieser Orgien scheinen das Bedürfnis zu fühlen, sich selbst und ihren Opfern bei jeder Gelegenheit die Nothwendigkeit und Berechtigung ihres Handelns mit allem nur möglichen rhetorischen Aufwand vorzudemonstriren und für ihre Grundsätze mit fanatischer Ueberzeugungstreue Propaganda zu machen. Seiner ersten Anlage nach weist das Werk auf die Zeit vor Ausbruch der Revolution zurück, da das Königthum Ludwigs des Sechzehnten und Marie Antoinette's nach als unerschüttert bestehend aufgefaßt wird und wenigstens keine ausdrückliche Wendung auf die späteren Vorgänge der Revolution hindeutet. Uebrigens scheint nach einzelnen, allerdings nicht sicher beglaubigten Angaben noch eine andere, aus späterer Zeit stammende Uebearbeitung des vielgenannten blutrünstigen Werkes zu existiren.

Ueber die übrigen Schriften de Sade's kann ich mich kurz fassen, da sie — so weit sie ihm mit Sicherheit zugehören — nicht geeignet sind, uns die Befähigung und geistige Eigenart ihres Verfassers von anderer und besserer Seite kennen zu lehren. Am Meisten der Erwähnungwerth ist noch „La philosophie dans le boudoir“; in der in meinem Besitz befindlichen Ausgabe mit der Bezeichnung: „ouvrage posthume par l'auteur de Justine“, Londres aux dépenses de la compagnie 1805 (in zwei Bänden). Da de Sade zur Zeit des Druckes noch am Leben war, muß der Ausdruck

„posthume“ der Unkenntniß oder absichtlichen Irreführung entspringen. Das Buch ist ein verwässerter, geistloser Abklatsch der in Justine und Juliette entwickelten Lehren, angewandt auf die „Erziehung“ eines unerfahrenen jungen Mädchens; es berührt sich somit im Stoffe merkwürdig mit der Mirabeau zugeschriebenen „Education de Laure“, wie ja auch andere literarische Jugendsünden des vielbewunderten Revolutionshelden, wie „Ma conversion“ und „Erotica biblion“ des sadiſchen Geistes einen recht starken Hauch verspüren lassen. Mirabeau, der in einem noch erhaltenen Briefe gegen jede Gemeinschaft mit de Sade entrüstet protestirt und diesen Autor, falls er es wagen sollte, sich auf ihn zu beziehen, mit Stockschlägen bedroht, kann sich demnach, wie auch andere Revolutionsmänner — ich erinnere nur an Saint-Just und Marat —, dem Verdachte einer gewissen Geistesgenossenschaft nicht so gänzlich entziehen.

„Aline et Valcour, ou le roman philosophique“, ein Buch, das de Sade vor der Revolution während seines Aufenthaltes in der Bastille geschrieben haben soll (gedruckt 1795), ist ein ziemlich unbedeutender Roman; und das Selbe scheint von dem unter dem Namen „Les crimes de l'amour“ zusammengefaßten Novellencyclus zu gelten, woraus mir allerdings nur eine („Juliette et Raunal, ou la conspiration d'Amboise, nouvelle historique“) aus eigener Lectur bekannt ist. Man findet sie in dem 1881 bei Gay und Douc6 in Brüssel anonym erschienenen Werke „Le Marquis de Sade“, das außerdem noch eine daran knüpfende Abhandlung über den Roman („Idée sur les romans“) und eine gegen einen mißgünstigen Kritiker, Villetterque, gerichtete Schmähschrift („L'auteur des crimes de l'amour à Villetterque folliculaire“) sowie die schon erwähnte, in der section des piques zur Leichenfeier Marats und Lepelletiers gehaltenen Rede enthält. Alle diese Schriften zeigen nur, daß de Sade über die Gabe eines mittelmäßigen Schriftenters — die Kunst, langweilig zu schreiben — in ziemlich hohem Grade verfügte, und außerdem, daß er es zweckmäßig fand, wenigstens in der Zeit, wo er die „Idée sur les romans“ erscheinen ließ, die ihm zugeschriebene Autorschaft der Justine hartnäckig zu leugnen. Daß es ihm dabei auf einen Haufen der handgreiflichsten und sadenscheinigsten Lügen nicht ankommt, wird uns bei der ganzen sonstigen Eigenart des Mannes schwerlich bestreben.

Geistig-sittliches Niveau und Zusammenhang mit anderen Zeitrichtungen.

Der „moralische“ Standpunkt de Sades — sofern es erlaubt ist, im Sinne der alten Moralisten von einem solchen zu reden — ist der einer Art Antimoral, einer Teufelsmoral, die in Inhalt und Tendenz seines großen

Doppelwerk es erschöpfend zum Ausdruck gelangt und auf die schon die Titelbezeichnung gleichsam prälabirend hinweist. Das beständige Unglück, das die „Tugend“ mit Naturnothwendigkeit zu erleiden hat, und das Glück, das dem „Laster“ eben so naturgemäß erblüht, ist ja das Hauptthema, das durch alle zehn Bände in allen erdenklichen Variationen durchgeführte, in Handlung umgesetzte und mit weitschweifigen Kommentaren begleitete Leitmotiv der gesamten Komposition. Die Begriffe „Tugend“ und „Laster“ werden dabei ganz im alten, landläufigen Sinne genommen; doch geschieht Das, möchte man sagen, mit einer Art unfreiwilliger Selbstperflagel: denn auf jenem vorgeschobenen Standpunkte mechanistischer Weltanschauung, wie ihn de Sade einzunehmen behauptet, giebt es, im Grunde genommen, weder Tugend noch Laster; die Moralbegriffe „Gut“ und „Böse“ existiren einfach nicht, da sie in dem Alles umfassenden Begriff des mechanisch bedingten Naturgeschehens aufgehen und verschwinden. Davon aber, daß er in diesem Sinne eigentlich gegen Gespenster sichts, merkt der Verfasser in seinem antimoralischen Fanatismus so wenig wie von der Absurdität des selbstgefällig zur Schau getragenen Gotteshasses und der Gottesfeindschaft neben seinem auf Schritt und Tritt feierlichst als unumstößliches Dogma verkündeten materialistischen Atheismus. Ein ungeheurer Eifer wird an unzähligen Stellen darauf verwendet, zu deduziren, daß das sogenannte „Böse“ keineswegs verwerflich, weil nicht gegen die Natur, vielmehr ganz deren Zielen und Absichten gemäß sei und daß wir im Gegentheil höchstens dann verwerflich handeln, wenn wir uns diesen Absichten der Natur widersetzen, statt ihnen, auch so weit sie in unseren scheinbar verbrecherischen Begierden zum Ausdruck kommen, blindlings, widerstandlos zu folgen. Altruistische Rücksichten können und dürfen uns dabei am Allerwenigsten hindern; „was die Thoren Humanität nennen, ist nur eine aus der Furcht und dem Egoismus entsprungene Schwäche“, heißt es in der Philosophie dans le boudoir, Band II, Seite 178), und ebenda wird auseinandergelegt, daß es „Verbrechen“ überhaupt nicht geben könne, daß wir nur blinde Werkzeuge Dessen zu sein haben, was die „Natur“ uns „inspirirt“: „Nous dicta-t-elle d'embrâser l'univers? Le seul crime serait d'y résister et tous les scélérats de la terre ne sont que les agents de ses caprices.“ Und ganz dieser Anschauung entsprechend trönt denn auch Juliette die lange Erzählung ihrer Abenteuer und siegreichen Erfolge mit den ein wahrhaft infernalisches Glaubensbekenntniß enthaltenden Worten: „Tant pis pour les victimes, il en faut; tout se détruirait dans l'univers, sans les lois profondes de l'équilibre; ce n'est que par des forfaits que la nature se maintient et reconquit les droits que lui enlève la vertu. Nous lui obéissons donc en nous livrant au mal; notre résistance est le seul crime, qu'elle ne doit jamais nous pardonner.

Oh! mes amis, convainquons-nous de ces principes! Dans leur exercice se trouvent toutes les sources du bonheur de l'homme" (Juliette, Band VI, Seite 343, 344).

Ich glaube, man hat ein gewisses Recht, einen solchen Moralsandpunkt als den einer Art Antimoral oder Teufelsmoral zu kennzeichnen, und ich möchte daran nur die Bemerkung knüpfen, daß bei dem Ausbau dieser „Moral“ auch eine ganz ähnliche Inkonsequenz oder — richtiger — Unzulänglichkeit zu Tage tritt wie bei der gewöhnlichen deistischen Moral; während diese nämlich den Ursprung des „Bösen“ nicht in überzeugender Weise darzutun vermag, erscheint es vom Standpunkt de Sades eben so unmöglich, den Ursprung des „Guten“, das es ja nach Alledem doch auch in der Welt giebt und das in seinen zu „Opfern“ bestimmten Vertretern sogar einen so breiten Raum einnimmt, einleuchtend zu erklären. Ein Versuch dazu wird übrigens gar nicht einmal gemacht; wer wollte auch Selbstkritik und nöthigen Falls Verzichtleistung auf die schon von vorn herein feststehenden Prämissen bei einem mit geistigen Scheuklappen versehenen und im Genuße seines Ein- und Algebankens schwelgenden Monoideisten erwarten?

So bekunden denn alle die zahlreichen Vertreter und Vertreterinnen des Bösen, die uns in Justine und Juliette vorgeführt werden, ein festes Vertrauen auf den Sieg ihrer Sache, ein Vertrauen, das in der ganzen Kette der Ereignisse, die sich vor uns abspielen, auch niemals getäuscht wird. Selbst in den möglichsten Lagen, in die sie der Zufall hin und wieder versetzt — Juliette, zweiter und fünfter Band —, verläßt dieser „Glaube“ sie nicht und veranlaßt sie, sich den Repräsentanten des Guten gegenüber, wo Diese wirklich einmal vorübergehend obenauf kommen, mit dem selbstgewissesten Uebermuth zu benehmen und Jenen ihren baldigen Sturz vorauszusagen. Die Unterdrückung und Vernichtung der als „gemeinschädlich“ erkannten Tugend ist gewissermaßen die Mission, die Pflicht und Aufgabe des Lasters; nicht nur im Einzelleben, sondern auch in den großen Verhältnissen des staatlich-gesellschaftlichen Lebens, für dessen Organisation nach den selben Prinzipien an verschiedenen Stellen der Juliette beachtenswerthe, wenn auch begreiflicher Weise fragmentarisch gebliebene Anläufe gemacht werden.

Im Vorhergehenden wurden schon mehrfach zwei Züge erwähnt, die — wenn wir von den sexualpathologischen Momenten ganz absehen — in de Sades literarischer Psychognomie besonders auffällig hervortreten, sich aber doch mit den übrigen zu einer geistigen Einheit zusammenschließen. Das ist der eigenartig gefärbte Atheismus de Sades und sein politischer Radikalismus.

Der Atheismus de Sades geberdet sich, wie wir sahen, inkonsequenter Weise zugleich als ein fanatischer Nisothetismus, der von dem bekannten

Worte: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer“ nur Gebrauch zu machen scheint, um diesen eigens dazu erfundenen Gott blasphemisch zu beschimpfen und zu verhöhnen. Dieser doktrinäre Atheismus schließt natürlich auch, wie gewöhnlich, einen Hang zu kindisch-abergläubigem Mystizismus keineswegs aus, wovon wir das gräßeste, zugleich furchtbarste und lächerlichste Beispiel in dem sehr breitgetretenen und mit geheimnißvoller Wichtigthuerei behandeltem Ceremoniell Saint-Fonds finden, der sich mit den zum Tode bestimmten Opfern regelmäßig einschließt, um sie mit ihrem eigenen, aus der Nähe des Herzens entnommenen Blute einen Zettel unterzeichnen zu lassen, in dem sie ihre Seele dem Teufel verschreiben und den sie auf dem Wege einer nicht wiederzugehenden Inkorporation in die doch immerhin als möglich erachtete andere Welt mitnehmen müssen, (Juliette, Band II, Seite 286 ff.). Auf der anderen Seite schlägt dieser Atheismus wieder in eine völlig anthropomorphistische Auffassung der Natur um, — nur daß diese als Vertreterin des Bösen personifizierte Natur statt des milden Gottesantlitzes eine Teufelsfrage zu tragen scheint, deren Kultus der zerstückten Gottesanbetung mit grimmigem Hohne pomphaft substituiert wird.

Der „positivste“ Radikalismus „de l'école“ ist zum Leben von jener entseßlich oberflächlichen, kurzüchtig dilettantischen Art, wie er uns in den depravirten französischen Adelskreisen gerade in den Zeiten kurz vor Ausbruch der Revolution gar nicht selten begegnet. Ein bemerkenswerther Grundzug ist überdies auch hier, ganz wie bei der eben geschilderten Abart des Atheismus, neben der prinzipiellen antimonarchischen Gesinnung der fanatische Haß gegen Königthum und Kirche und gegen alle damit zusammenhängenden sozialen Institutionen, — man darf sagen: der Geist eines auf der sich souverain gebenden naturalistischen Kritik beruhenden individualistischen Nihilismus und Anarchismus. Und diese Denkweise läßt de Sade, so leer und gehaltlos sein doktrinärer Radikalismus im Uebrigen auch ist, immerhin als einen „Vorläufer“ erscheinen, für den sich auch in unseren Tagen des theoretischen und praktischen Anarchistentreibens und des wieder-auflebenden Stirner-Kultus manche unerfreuliche Anknüpfung findet.

Um die geistigen Wurzeln einer solchen Erscheinung wie de Sade in noch größerer Tiefe bloßzulegen, müßte man freilich noch andere dem Volks- und Zeitgeiste angehörige Faktoren in weit größerem Umfange, als es hier möglich ist, zu berücksichtigen suchen. Es würde dabei jenem eigenthümlichen gallokeltischen Element des französischen Volkscharakters Rechnung zu tragen sein, dem neben dem frivol-erotischen auch der lästern-grausame Zug von je her nicht fehlte und der in Voltaires Kennzeichnung seiner Landsleute als „Tigeraffen“ den zutreffendsten Ausdruck, in sozialen Vorgängen der „großen“ Revolution bald nachher eine drastische Illustration findet. Es würde ferner

auf jenen eigenartigen Geist der in Sittenverderbnis und Degenerenz hinsichtlich der französischen Adelskaste Bezug zu nehmen sein, bei der sich hohler Standeshänkel mit einem frivolen, Alles, auch die Grundlagen der eigenen Existenz negierenden und zerlegenden Skeptizismus und Pseudorationalismus — man denke nur an das Auftreten eines Philippe Egalité — unheilbringend vereinigt. Und endlich müßte vor Allem der Zusammenhang mit gewissen Elementen der zeitgenössischen Popularphilosophie in Rechnung gezogen werden, namentlich mit der durch die Encyclopädisten und ihre leichte Gefolgschaft vertretenen materialistisch-atheistischen Richtung. Es mag als ein in seinen Konsequenzen einem de Sade schon bedenklich nahe stehender Repräsentant dieser „Aufklärungsphilosophie“ nur der brüchigste Verfasser der *Histoire naturelle de l'âme* und des *Homme-machine*, Lamettrie, namhaft gemacht werden, den auch des großen Friedrichs akademische Lobrede und Du Bois-Reymonds etwas geschränkte Ehrenrettung uns kaum näher zu bringen vermögen. Der Aufklärungsstandpunkt für religiöse und ethische Fragen war durch den materialistischen Atheismus der Encyclopädisten ein für allemal gegeben; de Sade hat nur, skrupelloser als ein Tiberot, skrupelloser selbst als Lamettrie, die äußersten Konsequenzen des theoretischen und natürlich auch des praktischen Materialismus auf seine Weise gezogen. Ganz wie seine Zeitgenossen hängt er dabei an der altdemokratischen corpuskularen Theorie der Materie, mit ihren räumlich getrennten, überall gleichartigen Theilchen (Molekeln), durch deren Bewegung und Stoß alle Phänomene des körperlichen und geistigen Lebens in einer für ihn und Seinesgleichen völlig befriedigenden Weise erklärt werden; die „*molécules malfaisantes*“ spielen denn auch bei seinen antimoralischen Explikationen eine hervorragende Rolle. Die kügliche Rede einer solchen Weltanschauung wird nur durch die brutale Selbstgewisheit, mit der sie vorgetragen und als keines Beweises bedürftig hingestellt wird, allenfalls überboten.

Auf der andern Seite ist nicht zu übersehen, daß auch Verbindungsfäden von de Sade zu gewissen zeitgenössischen Vertretern einer analytischen Richtung der Psychologie hinüberführen, die von Max Dessoir*) in seiner hervorragenden Geschichte der neueren deutschen Psychologie als subjektivistische Analytiker zusammengefaßt wurden. Für den psychologischen Roman, der auf subjektivistischer Analyse des Seelenlebens beruht, hatte bekanntlich Rousseau in seiner *Nouvelle Héloïse* den Ton angegeben, — der selbe Rousseau, der in seinen *Confessions* einen Akt des moralischen Exhibitionismus verübte und dabei selbst vor der Andeutung direkt exhibitionistischer Enthüllun-

*) Max Dessoir, *Geschichte der neueren deutschen Psychologie*, zweite Auflage, erster Halbband. Berlin, Carl Duncker, 1897, p. 301 ff.

gen nicht zurückstehte. Einem de Sade unendlich näher als die trotz Allem große und ergreifende Gestalt Rousseaus steht jener „Rousseau du ruisseau“, Rétif de la Bretonne, über den Dessoir urtheilt: „Er wurde von wüthendster Simulichkeit gepeitscht und durch den Götzendienst des eigenen Ich in eine Art Exhibitionismus hineingetrieben. Daher hat er wie kein Zweiter verstanden, die Entstehung, Eigenthümlichkeit und Gewalt der Geschlechtsliebe zu analysiren und dem Ich einen geradezu raffinierten Kultus zu widmen.“ Da haben wir im Keime den literarischen de Sade, nur schwächerer, passiver, so zu sagen unblutiger. Wäre Rétif eine mehr aktiv und impulsiv, weniger kontemplativ veranlagte Natur gewesen und hätten ihm, dem armen Bauernsohne, die Mittel und die Atmosphäre des „célèbre Marquis“ von früh auf zur Verfügung gestanden, so wäre vielleicht ein zweiter de Sade aus ihm geworden, der schriftstellerisch dem Anderen an Kraft und jedenfalls an Feinfähigkeit der Schilderung überlegen gewesen wäre. Nicht umsonst ertönt bei Rétif aus allen Tonarten das Lob dieser ungemeynen Feinfähigkeit, dieser „sensibilité quelquefois délicateuse, quelquefois cuisante, affreuse, déchirante“, auf deren Wiederentdeckung wir Modernen so stolz sind und die wir in den Werken eines Bourget, Guyssmans, Carrés, Maeterlinck, eines Arne Garborg und Strindberg, eines Gabriele d'Annunzio und Anderer bis zur höchsten Stufe entwickelt finden, — wo sie übrigens keineswegs in Uebermenschenthum, vielmehr ins Untermenschliche, Krankhafte, in die „reizbare Schwäche“ und die Pervertionen des Sexual-Neurosthenikers umschlägt. So ist es auch schon bei Rétif, dem Begründer und Bahnbrecher des analysirenden Romans dieser Richtung. Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß er früher als andere Zeitgenossen auf de Sade aufmerksam wurde und daß dessen halb mit eifersüchtigem Neid, halb mit Abscheu betrachtetes Werk ihn zu seiner „Anti-Justine“ anregte, die er freilich selbst nicht zu beenden und deren mitten in einem Satz abbrechende erste Hälfte er nur unter einem Pseudonym (Linguet) herauszugeben wagte.*)

Krankhafter Geisteszustand de Sades.

Es bleibt nun noch eine letzte, den Psychologen und Arzt interessirende Frage zu erledigen: die Frage nach dem Geisteszustand des Autors von „Justine“ und „Juliette“. Gehen wir noch einmal von den Werken aus und sehen wir dabei zunächst ab von der Abscheulichkeit des Inhalts, von

*) L'Anti-Justine, ou les délices de l'amour, par M. Linguet, avocat au et en Parlement, au Palais-Royal, chez feu la veuve Girouard, 1798. Eine neue Ausgabe (nach einer Abschrift des Manuskriptes) erschien in Belgien, in zwei Bänden, 1863.

den Gefühlen der Indignation, des Ekels, die uns beim Durchblättern dieser stattlichen Bändezahl unvermeidlich erfüllen. Unwillkürlich imponirend wirkt trotzdem schon der bloße Umfang des Werkes und das Maß der damit geleisteten geistigen und der rein mechanischen Arbeit. Der bizarre Entwurf dieser ungeheuerlichen, langgedehnten, vielgliedrigen Komposition und seine bis ins Einzelne gehende Ausgestaltung mit all ihren fast unentwirrbaren Fäden, mit der Unzahl der nach einander auftretenden Personen, mit der sehr raffiniert durchgeführten allmählichen Steigerung und mit der fast nie — nur ganz vereinzelt*) — versagenden Treue der Erinnerung und Rückbeziehung: das Alles setzt doch eine wenigstens in den Jahren der Abfassung ganz ungeweinte Arbeitskraft und ausdauernde Arbeitsleistung voraus, die mindestens die herkömmliche Meinung einem chronischen Geisteskranken, vielleicht einem kongenital Schwachsinigen, nicht ohne Weiteres zuzugestehen geneigt sein dürfte. Wenn es wahr sein sollte, daß de Sade sein Werk eine Zeit lang in einem Keller eigenhändig gedruckt, daß er auch die Entwürfe zu den Zeichnungen selbst angefertigt habe, so würde unser anscheinend berechtigtes Erstaunen in dieser Beziehung nur wachsen. Einem Maniakus sind freilich solche Leistungen keineswegs unmöglich; und wenn man die ungeheure graphomanische Thätigkeit mancher Kranken in den manischen Stadien circulären Irreseins überblickt, so wird man auch in dieser Hinsicht einen milder ablehnenden Standpunkt einzunehmen geneigt sein.

Stellen wir nun einmal die Frage rein gerichtsbüchlich, etwa in der Weise: Gesezt, der Verfasser von Justine und Juliette wäre nach der ersten Gesamtausgabe von 1797, auf Grund einer antizipirten (und in diesem Falle gewiß wohlberechtigten) Lex Heinze, unter Anklage gestellt worden; sein Verteidiger hätte den Einwand mangelnder Zurechnungsfähigkeit erhoben und der Gerichtshof hätte, dem Antrage des Verteidigers stattgebend, die Zuziehung ärztlicher Sachverständigen beschlossen: wie würden sich diese Sachverständigen wohl zu äußern gehabt, wie würden sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Gutachten erstattet haben?

Wie sie zu de Sades Zeit sich vermuthlich geäußert hätten, Das lehrt uns das schon erwähnte Beispiel des ausgezeichneten Irrenarztes Royer-Collard, des ärztlichen Direktors von Charenton, der de Sade fast zwölf Jahre hindurch in dieser Anstalt beobachtete und während dieser ganzen Zeit seine Entfernung zu beantragen und gegen seinen fortgesetzten Aufenthalt zu protestiren. Aber auch die Irrenärzte unserer Zeit würden, wie ich

*) Einmal, im vierten Bande der Justine, lebt eine Person wieder auf, die kurz zuvor bei einer Orgie ums Leben gebracht war.

glaube, der Mehrzahl nach sich kaum in der Lage befunden haben, de Sade vor dem Strafrichter für geisteskrank und „der freien Willensbestimmung beraubt“ zu erklären und ihn der unzweifelhaften gerichtlichen Verurtheilung damit zu entziehen.

Es lag zwischen jener Zeit und der unserigen eine Periode, in der man vermuthlich mit der Annahme einer eigenartigen geistigen Störung, die unter dem Namen der „Moral insanity“ eine große Rolle spielte, sehr rasch bei der Hand gewesen sein würde. Dieser von Prichard (1835) geprägte Ausdruck — der die früheren Bezeichnungen einer „Mania sine delirio“ (Pinel), einer „Monomanie affective“ (Esquirol) allsald verdrängte — sollte einer Form der Seelenstörung entsprechen, die sich lediglich durch eine krankhafte Umwandlung, eine Perversion der natürlichen sittlichen Antriebe und Gefühle und durch eine daraus entspringende Neigung zu unsittlichen Handlungen, ohne sonstige Störungen der Intelligenz, charakterisirte. Wir wissen jetzt, daß es einen „moralischen Wahnsinn“ in diesem Sinne, eine solche partielle, rein affective Form der Seelenstörung nicht giebt, daß vielmehr immer und überall die auf angeborener Anlage beruhende Abschwächung der Intelligenz, nur in einem Falle mehr, im anderen minder ausgesprochen, nie aber gänzlich fehlend, neben der Gefühlstörung hervortritt und daß es sich demnach um Fälle angeborenen Schwachsinns, meist auf degenerativer Grundlage handelt. Es spricht Manches dafür, daß ein derartiger Zustand bei de Sade vorgelegen haben mag: die schweren Verwerflichkeiten des Geschlechtslebens, die Lügenhaftigkeit, der anscheinend nicht fehlende Hang zu herumerschweifendem Leben, auch die immerhin auffällige Urtheilslosigkeit hinsichtlich der Folgen, die so unverhüllt gleichsam am hellen Tageslicht sich abspielende Skandalaffären, wie die mehrfach erwähnten, für ihn denn doch bei aller Protektion schließlich nach sich ziehen mußten, — Das und noch manches Andere läßt sich wohl in dieser Richtung verwerthen; doch bleibt das biographische Material immerhin, namentlich für den früheren Entwicklungsgang de Sades, ungenügend und, wie aus dieser Darstellung hervorgeht, im Einzelnen auch zu widersprechend, um ein alle Zweifel ausschließendes psychiatrisches „Gutachten“ darauf zu begründen.*)

Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, daß solche Formen angeborenen Schwachsinns, die sich durch Anomalien der sittlichen Gefühle und daraus entspringende Handlungen vorwiegend charakterisiren, erfahrungsgemäß nicht

*) Der berühmte Gilles de Rais (1404 bis 1440) — in mancher Beziehung ein Urbild und Vorbild de Sades — war unzweifelhaft geisteskrank, wie ich in meinem Buche über *sexuale Neuropathie* (S. 115 ff.) dargelegt habe. Die krankhafte Veränderung äußerte sich bei ihm, wie bei de Sade, im Alter von sechs- undzwanzig Jahren.

immer in ununterbrochenem Flusse oder gar in gleichmäßig stetigem Anschwellen das ganze Leben hindurch verlaufen, sondern sehr häufig Perioden verhältnismäßiger Ruhe und scheinbarer Besserung mit Perioden der Steigerung und Wiederverschlimmerung abwechselnd darbieten. Andeutungen solcher Wechselperioden, die aber wegen des unzulänglichen Materials doch nicht scharf umrissen genug hervortreten, machen sich auch in dem Lebensbild de Sades einigermaßen bemerkbar. Daneben mag — wofür auch die früher mitgetheilte Beobachtung zu sprechen scheint — in den letzten Lebensjahren ein Uebergang in jene dem Greisenalter eigene, auf Rückbildung des Gehirns beruhende Form der Demenz als nicht ausgeschlossen gelten.

So mögen wir denn unser Endurtheil in dieser Beziehung dahin zusammenfassen: Es kann vielleicht über den Punkt Meinungsverschiedenheit herrschen, ob de Sade bis in sein höheres Alter hinein von einer bestimmten Form geistiger Störung befallen, ob er im landläufigen Sinne „geisteskrank“, im rechtlichen und gerichtärztlichen Sinne „wahnsinnig“ oder „blödsinnig“, „unfähig, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen“ oder „des Gebrauches seiner Vernunft gänzlich beraubt“ war. Ganz gewiß aber war er eine mit schwerer degenerativer Veranlagung, mit perversen, zumal nach der sexualpathologischen Seite gerichteten Neigungen und Antrieben behaftete anomale Persönlichkeit und wegen dieser nicht auszurottenden, vielleicht auch periodenweise gesteigerten perversen Neigungen und Antriebe eine eminent antisoziale Erscheinung. Und der Erste Konsul hatte unzweifelhaft das praktisch Richtige getroffen, als er die menschliche Gesellschaft von einem ihrer unwürdigsten Mitglieder, von dem Träger einer mit fortwuchernder Zerrüttung und Verwüstung drohenden moralischen Verpestung, durch einen Federstrich unbedenklich befreite.

Professor Dr. Albert Eulenburg.



Konsumvereine.

Die marxistische Sozialdemokratie betrachtet bekanntlich als das Grundübel, an dem die heutige Gesellschaft leidet, und als den Punkt, von dem aus sie umgewälzt werden wird, die Anarchie der Produktion, d. h. die Tatsache, daß die gesellschaftliche Produktion durch ihre eigenen Gesetze regiert wird und nicht durch die Konsumtion. Sie will deshalb die Produktionsmittel zum Eigentum der Gesellschaft machen, statistisch feststellen, wie groß der Konsum ist, und danach produzieren lassen. Voraussetzung dafür ist eine politische Revolution, durch die die Arbeiterklasse die Herrschaft und damit die Macht erlangt, nicht nur den jetzigen Privateigentümern die Produktionsmittel (Boden, Fabriken u. s. w.) entweder mit oder ohne Entschädigung abzunehmen, sondern auch die große soziale Organisation zu schaffen, die die geschilberte Tätigkeit verrichtet. Die staatlichen Mächte sind ohnehin sehr geneigt, sich auf die Seite der Besitzenden zu stellen, und da sie noch ausdrücklich durch die politische Revolution bedroht werden, so schließen sie ein enges Bündnis mit ihnen. Daher von der anderen Seite die schroffe Feindseligkeit gegen den bestehenden Staat.

Das einzige Land, in dem sich eine große Partei auf Grund des marxistischen Programms gebildet hat, ist Deutschland. In England, dem Lande, in dem die Klassengegensätze viel früher eine akute Form annahmen und dem man eine derartige Revolution nicht nur allgemein prophezeien durfte, sondern wo man sie zu Ende der vierziger Jahre von den Chartisten noch sicherer erwartete als bei uns von der Sozialdemokratie, hat das marxistische Programm keine namhafte Anhängererschaft erringen können. Der Grund ist, daß dort praktisch sich andere Möglichkeiten herausgestellt haben, das Grundproblem der modernen Gesellschaft zu lösen und den Uebergang zu einer höheren Gesellschaftsform anzubahnen, nämlich die Politik der Gewerkschaften, die Organisation der Konsumenten zu großen Genossenschaften und die sozialreformatorische Tätigkeit der Behörden, vor Allem der Kommunalbehörden.

Theoretisch am Interessantesten sind die Konsumgenossenschaften, weil sie die Möglichkeit einer prinzipiellen Überwindung des Kapitalismus enthalten, während die Tätigkeit der Municipien nur auf Reform gewisser Uebelstände und Übernahme gewisser Betriebe in Eigenbetrieb, diejenige der Gewerkschaften nur auf eine bessere Stellung der Arbeiter innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise gerichtet ist.

Nicht darin liegt das Uebel, wie die vulgäre Anschauung will, daß der Arbeiter nicht den vollen Arbeitsertrag erhält, sondern in dem Mangel regelrechter Beziehungen zwischen Produktion und Konsumtion. Das drückt sich heute schon darin aus, daß der Unternehmergewinn meistens sehr bescheiden ist und nur eine ganz geringe Bedeutung gegenüber den Gewinnen hat, die beim Handel mit dem fertigen Produkt, also bei der Uebermittlung der Produkte an die Konsumenten, gemacht werden. In Amerika hat man schon seit längerer Zeit versucht, den Unter-

nehmergewinn statistisch festzustellen. Absolut sichere Zahlen sind natürlich nicht zu gewinnen, indessen hat man doch wenigstens einen Anhalt erzielt. Der letzte derartige Versuch ist in New-York gemacht und in dem soeben erschienenen vierzehnten Bande des Arbeitstatistischen Amtes dieses Staates veröffentlicht worden. In den untersuchten Industrien schwankt der Unternehmergewinn in Prozenten der Totalkosten der Produktion zwischen 1,44 (Töpferei) und 21,44 (Druckerei, Verlag, Buchbinderei, die etwas dilettantisch zusammengestellt sind). In den Hauptindustrien bewegt sich der Gewinn in recht bescheidenen Grenzen: Wollindustrie 4,97; Seifensiederei 9,83; Seidenindustrie 6,05; Maschinenindustrie 13,43; Lederindustrie 8,63; Lebensmittel 3,86; Baumwollwaaren 6,58; Schneiderei 14; Cigarren, Tabak u. s. w. 14,20; Schuhwaaren 7,61 u. s. w. Die Prozente des Handelsgewinns von den Konsumenten zu zahlenden Kaufpreise sind sämtlich weit höher; unter dreißig dürften sie nur selten gehen und unter Umständen betragen sie mehr als hundert.

Wenn die Konsumenten sich zu einer Genossenschaft zusammenschließen, die eine große Anzahl kleiner Krämer und sogar die Großhändler, die sich übrigens mit sehr geringen Aufschlägen begnügen, überflüssig macht, so ist das direkte und offen zu Tage liegende Resultat eine beträchtliche Verbilligung. Nehmen wir an, daß auf den gangbaren Waaren, die heute der gewöhnliche Konsumverein führt, ein Handelsgewinn von im Durchschnitt dreißig Prozent des Verkaufspreises liegt, und lassen wir den Konsumverein, gut gerechnet, mit zehn Prozent Spesen arbeiten (gleichfalls im allgemeinen Durchschnitt), so erhalten die Käufer die Waare schon um zwanzig Prozent billiger und es wäre dadurch allein über das Doppelte Dessen gespart, was durch die Abschaffung des Unternehmergewinns erübrigt werden könnte. Dazu kommt noch die ganz unkontrollierbare Ersparniß, die für den Käufer darin liegt, daß er sicher ist, gut bedient zu sein. Der Käufer hat stets das Interesse, das Beste zu kaufen, das immer das Billigste ist, weil ein großer Theil der Unkosten für gute und schlechte Waaren gleich hoch ist; der Detaillist hat stets das Interesse, das Schlechteste zu verkaufen, damit die Käufer bald wieder kommen und er einen neuen Handelsgewinn machen kann. So kommt es, daß, obwohl fast überall die fabrikmäßige Produktion solider arbeiten kann als die handwerkmäßige, doch eine größere Tendenz zur Herstellung unsolider Waaren vorhanden ist. Dabei ist noch ganz abgesehen von Betrügereien und Fälschungen, die im Verkehr des waarenkundigen Detaillisten mit dem waarenunkundigen Publikum naturgemäß an der Tagesordnung sind.

Wollen wir das marginale Schlagwort von der „Anarchie“ beibehalten, so müssen wir sagen, daß die hohen Handelsgewinne durch die Anarchie im Kleinhandel erzeugt werden. Der Krämer muß auf seine Waaren natürlich so viel aufschlagen, daß er und seine Familie leben können. Ist sein Umsatz klein, so ist der Aufschlag auf den einzelnen Gegenstand um so größer. Die Größe seines Umsatzes aber wird durch die Zahl der Konsumenten, die sich an ihn wenden, nicht durch die Grenzen seiner Arbeitsfähigkeit bestimmt.

Das Fachblatt für Schokoladenindustrie, „Gordian“, macht folgende Angaben: „Im höchsten Maß lehrreich sind die Anzeigen, die einen Geschäftsvorverkauf vermitteln sollen; da liest man, wie klein die täglichen Umsätze in den Krämerläden sind und welche Spesen darauf ruhen.“

I. Täggl. Umsatz 50 Mark, Jahresmiete 800 Mark.		
II. " " 55 " " 1200 "		
III. " " 25-30 " " 500 "		
IV. " " 50 " " 1450 "		
V. " " 75 " " 1800 "		

Droguengeschäfte werden angeboten, die bei 1800 Miete täglich 30 Mark Einnahme haben, Seifengeschäfte mit 10 bis 15 Mark Einnahme und 710 Mark Miete. Oft ist noch keine Wohnung dabei, meist aber ist eine Familie vorhanden. Nehmen wir nun ein solches Detailgeschäft, wie es hier zum Beispiel unter IV. aus-geboten wird. Dort werden am Tage, von früh 6 bis abends 11, also in 17 Stunden, für 50 Mark Waaren vertheilt. Auf dieser 17stündigen Arbeit ruhen:

4,00 Mark Kosten für Miete,
1,00 " " für Beleuchtung,
1,50 " " für einen Lehrling oder Burschen,
6,00 Mark Unterhalt für die Familie, Steuern u. s. w.,

macht 12,50 Mark, Das sind 25 Prozent vom Umsatz, die der Händler nehmen muß, wenn er sich kümmerlich durchs Leben schlagen will. Nebenan, im Konsumverein, werden diese 50 Mark in einer halben Stunde eingenommen; dort wird die Arbeit, die hier Mann, Frau, Burschen, zwei Kinder und theilweise einen Hauswirth ernähren soll, von einem Commis vielleicht in einer Stunde gethan. Es ruhen dort, statt der 12,50 Mark Kosten, vielleicht 1,50 Mark auf der Vertheilungsarbeit.“ Das ist, abgesehen von der Ueberschätzung der Arbeitskraft eines Verkäufers, der normaler Weise in einem solchen Geschäft, wenn die Hauptartikel bereits abgewogen sind, kaum für mehr als 30 Mark verkaufen kann, sehr richtig.

Wenn ein Detailist durch Intelligenz und Kapitalkraft seine Konkurrenten überflügelt, so kann er natürlich billiger liefern und verdient dabei ungeheuer. Denn man muß bedenken, daß das Kapital bei ihm sehr schnell umschlägt. Von diesen märchenhaften Gewinnen mag ein Citat aus dem gedruckten Bericht des Rechtsanwalts Dr. Gehrke über den Konkurs der Firma Max Simon in Frankfurt a. M. einen Begriff geben. Selten wird man so gut hinter sonst ganz unzugängliche Dinge kommen wie durch diesen werthvollen Bericht. Es heißt da:

„Der Kaufmann Max Simon gründete in Salzweil 1882 die Firma Max Simon, ein Geschäft von ganz kleinem Umfang. Im Jahre 1883 verheirathete er sich und bekam von seiner Frau eine Mitgift von 20000 Mark zugebracht. Am ersten Januar 1885 zog er nach Frankfurt und hier wurde das Geschäft zunächst an der Friedberger Landstraße mit einem Betriebskapital von 27000 Mark eröffnet. Die Bilanz des ersten Geschäftsjahres stellte sich dahin, daß die Ausstände 52360 Mark betragen, die Waarenschulden 74500. Der Bilanzgewinn belief sich auf 1916 Mark, die Privatentnahme auf 6900 Mark.

Im Frühjahr 1886 trat der Kaufmann Alexander Veroi in die Firma ein und sie wurde dadurch zu einer offenen Handelsgesellschaft. Dieser Theilhaber hat im Jahre 1886 und später im Ganzen 85000 Mark in die Firma eingeschossen. Von dem Verwandten des Herrn Simon kamen noch weitere 35000 Mark hinzu. Wir haben also mit einem eingeschossenen Kapital von 147500 Mark zu rechnen.

Die Ziffer der Ausstände erhöht sich 1886 auf 116892 Mark, 1887 auf

162 300 und 1888 auf 312 200 Mark. Dem entsprechend wuchsen die Beträge, die die Waarenkreditoren zu verlangen haben, 1886 auf 84 600, 1887 auf 170 000 und 1888 auf 274 000 Mark. Der Gewinn stieg von 1916 Mark im Jahre 1885 auf 2329 im Jahre 1886, dann im Jahre 1887 auf 21 736 und 1888 auf 60 835 Mark. Die Privatentnahmen der Theilhaber stiegen in den selben Jahren bei Max Simon von 6 900 Mark für 1885 auf 8 100 Mark für 1886, auf 11 000 Mark für 1887 und auf 11 800 Mark für 1888; bei Veroi von 1 200 (1886) auf 7 500 (1887) und 12 300 Mark (1888).“

Ende 1888 betrug also das Kapital 147 500 Mark, der Bilanzgewinn und die Privatentnahmen: 84 935 Mark. Nehmen wir die Thätigkeit der beiden Geschäftstheilhaber als mit 6000 Mark jährlich bezahlt an, so blieben 73 000 Mark reiner Gewinn. Das macht eine Kapitalverzinsung von 50 Prozent.

„Es erfolgte nun im Mai 1889 der Eintritt des Kaufmanns Hugo Plegenheim in die Firma, der damals in einem Alter von 27 Jahren stand. Der Einschluß, den Herr Plegenheim in den Jahren 1889 und 1890 leistete, betrug im Ganzen 300 000 Mark. Außerdem wurde ein Kapital von 100 000 Mark von einer Firma Gebr. Waas geliehen. Das Kapital war damit auf 547 500 Mark angewachsen.

Die Ausstände wuchsen 1889 auf 776 600 und 1890 auf 1 146 000 Mark. Die Höhe der Waarenschulden stieg 1889 auf 579 000 und auf 650 300 Mark im Jahre 1890. Der Gewinn stieg 1889 auf 109 650 und 1890 auf 151 000 Mark. Die Privatentnahmen stiegen in diesen Jahren bei Simon auf 18 800 und 29 000; bei Veroi auf 15 200 und 18 400; bei Plegenheim waren es 5 800 und 21 900 Mark.“

Gewinn und Privatentnahmen betragen demnach 1890 zusammen 220 300 Mark. Das sind bei einem Kapital von 547 000 Mark etwa 38 Prozent nach Abzug von 6000 Mark für jeden Theilhaber.

Ein weiteres Kapital wird nunmehr von Herrn Veroi in Brüssel gegen Verzinsung und Gewinnbetheiligung eingeschossen, so daß das eingelegte Kapital auf 747 500 Mark anwächst. 1891 verringerte sich der Bilanzgewinn von 151 000 Mark auf 138 240 Mark, die Privatentnahmen stiegen zusammen auf 96 500 Mark, so daß nach Abzug der für die Thätigkeit der Theilhaber berechneten Beträge 217 000 Mark wirklicher Reingewinn bleiben, was einer Verzinsung des Kapitals von 29 Prozent entspricht.

Der Zusammenbruch und auch wohl schon die relative Gewinnabnahme wurden durch eine falsche Behandlung der Fälligen herbeigeführt und hätten mit dem wesentlichen Geschäftsgang nichts zu thun. Man kann sich deshalb ganz gut an den höchsten Stand des Gewinnes halten. Ein derartiger Satz ist offenbar in der Industrie nur in Ausnahmefällen möglich, etwa, wo ein Monopol irgend welcher Art existirt, im Handel aber ist er das Normale; denn da die Leute an die hohen Preise gewöhnt sind, die durch die gänzlich unnöthige Zerspaltung des Detailhandels erzeugt werden, so werden natürlich immer exorbitante Gewinne erzielt, wenn es gelingt, die zerstreute Kundschaft zu vereinigen.

Der gesammte ältere Sozialismus, und mit ihm zum Theil noch der marxistische, wendete seine Hauptangriffe gegen die Produktionsweise. Bis auf Marx erschien es den Arbeitern überhaupt nur nöthig, die Produktionsmittel in die Hand zu bekommen, etwa durch Produktionsassoziationen. Ohne eine prinzipielle scharfe

Stellung gegen die Produktivassoziationen zu nehmen, denen er sogar, und zwar fälschlich, nachrühmte, daß durch sie die Arbeiter die Uebersässigkeit des Unternehmers nachgewiesen hätten, hat Marx doch diesen Illusionen dadurch schon viel Kraft geraubt, daß er die ausschlaggebende Bedeutung des Absatzes immer wieder betonte. Das Problem der Anpassung der Produktion an den Konsum wird durch sie gar nicht berührt. Worauf Marx nicht hingewiesen hat, ist, daß, wenn eine solche Assoziation wirklich einmal Erfolg hat, das ganze Resultat nur Das ist, daß eine Anzahl kleiner Aktionäre geschaffen wird, wie es ohne sozialrevolutionäre Tendenzen schon heute in England geschieht, wenn Arbeiter ihre Ersparnisse in Aktien der Fabrik anlegen, in der sie beschäftigt werden. Eugen Richter hat einmal in einer Streitschrift gegen die Sozialdemokratie ausgerechnet, daß, wenn in Preußen das gesammte Einkommen gleich vertheilt würde, dann auf die unterste Schicht etwa 40 Mark jährlich mehr Einnahme entfallen würde. Die Produktivassoziationen, die doch nur den Unternehmergewinn für die Arbeiter retten können, würden natürlich nur einen Bruchtheil dieser minimalen Summe den Arbeitern zukommen lassen können, — in Wirklichkeit stehen sich bei verschiedenen Produktivassoziationen die Arbeiter sogar schlechter als bei Privatunternehmern und es ist nur zu verwundern, daß Das nicht bei allen der Fall ist.

Was Marx nicht gesehen hat und vielleicht auch nach seiner ganzen Richtung nicht sehen konnte, Das war die Möglichkeit, gerade von der Seite des Absatzes her zur Lösung des Problems zu kommen. Hier hat ein ganz unscheinbarer Mann sich das größte theoretische Verdienst erworben: Ernst Busch, der Verfasser eines dilettantischen Buches über „die Lösung der sozialen Frage“. Von Uebertreibungen und Schiefheiten befreit, bietet sein Gedankengang Folgendes: Ein großer Theil der jährlichen Produktion ist zur Deckung der Bedürfnisse der Arbeiter bestimmt. Diese zersplittern ihre Kundschaft dadurch, daß sie bei einer großen Menge von kleinen Krämern einkaufen. Dadurch bewirken sie eine unverhältnismäßige Verteuerung der Waaren. Dieser Kleinhandelsgeinn aber ist von allen an den Waaren gemachten Gewinnen der größte. Wenn sie ihren Konsum zusammenlegten und sich zu Konsumgenossenschaften vereinigten, so würden nur die nothwendigsten Unkosten der Vertheilung auf die Waaren fallen und alles Uebrige würden die Arbeiter in Gestalt größerer Billigkeit der Waaren erhalten. Drücken wir uns marxistisch aus, so heißt Das: Der größte Theil des Mehrwerthes, den der Arbeiter schafft, aber nicht im Lohn bezahlt erhält, wird vom Händler mit Beschlag belegt. Die Arbeiter haben es selbst in der Hand, wenn sie ihren Konsum zusammenlegen, diesen Theil des Mehrwerthes, der ihnen als Produzenten verloren geht, als Konsumenten an sich zu ziehen.

Unzweifelhaft hätten die Arbeiter zunächst damit einen großen direkten Gewinn gemacht. Nicht alle ihre Bedürfnisse, aber doch mehr, als heute geschieht, können durch Konsumvereine bestritten werden. Nehmen wir drei Viertel der Bedürfnisse und eine Verbilligung von 20 Prozent an, dann entspräche der Reform immerhin einer Lohnsteigerung von 16 Prozent. Das ist schon viel; ganz absehen von den unberechenbaren Vortheilen der solideren Waare. Wer es nicht selbst beobachtet hat, kann sich nicht vorstellen, wie demoralisirend die billigen Schundwaaren auf das Volk wirken. Sie verschulden unnütze und leichtfertige Ausgaben, thörichte Bedürfnisse und ein läberliches Umgehen mit dem Erworbenen.

Weit wichtiger noch als die Lohnerhöhung und die pädagogische Bedeutung, so hoch ich diese auch stellen möchte, scheint mir aber die theoretische Bedeutung der Konsumgenossenschaft zu sein.

In Deutschland sehen wir die Konsumgenossenschaft gewöhnlich durch die Brille jener liberalen Bemühungen um das Volkswohl, aus denen die Konsumvereinsbewegung bei uns hervorgegangen ist. Die Sozialdemokratie verhält sich ablehnend und es gab Zeiten, wo sie die Produktivgenossenschaft anstrebte und den Konsumverein verwarf. Heute erkennt sie wohl den Nutzen für die Arbeiter an, fürchtet aber, durch regere Theilnahme allzu sehr ihre Kräfte zu zersplittern, die sie vortheilhafter auf den politischen und in zweiter Linie, auf den gewerkschaftlichen Kampf verwenden zu sollen glaubt. Bezeichnend ist, abgesehen von England, daß die Schweiz, wo die Arbeiter, wenn sie sich mit Energie auf die Politik wärfen, bessere Aussichten hätten, Etwas zu erreichen, als die deutschen Arbeiter, die prinzipielle Bedeutung der Konsumvereine höher schätzt. Vielleicht ist der Grund der, daß die deutsche Sozialdemokratie viele Elemente enthält, deren Interessen nicht eigentliche Arbeiterinteressen sind: kleine Handwerker, kleine Krämer, kleine Schankwirths, die theoretisch ganz ehrlich vom „Untergang der Kleinbetriebe“ überzeugt sind, praktisch aber doch unangenehm berührt wären, wenn sie durch Konsumvereinsbestrebungen der Arbeiter, auf eine Weise, die bei Marx nicht vorgesehen ist, untergehen würden.

Bekanntlich sind die Konsumvereine schon heute in einer Weiterentwicklung zu höheren Formen begriffen. Sie haben sich zu Verbänden zusammengeschan, durch die sie einen großen Theil ihrer Bedürfnisse befriedigen, und sie haben angefangen, gewisse Produkte in eigenen Fabriken herzustellen. Der Weiterentwicklung stellen sich praktische Schwierigkeiten entgegen, die nur langsam überwunden werden, und ganz lückenlos wird sich der Kreis wohl überhaupt nicht schließen lassen. Aber gerade, wenn hierin Etwas von den Anfängen einer neuen Gesellschaftsorganisation liegt, dürften wir uns über die Schwierigkeiten nicht wundern; auch hat es noch nie eine Gesellschaftsordnung gegeben, die nach einem einzigen, abstrakten Prinzip eingerichtet gewesen wäre, sondern in Allem, was historisch geworden ist, sind immer Ueberbleibsel aus früheren Zeiten stehen geblieben.

Ich will mir vorstellen, daß das Konsumvereinsprinzip allgemein durchgedrungen wäre. Jeder Konsument kauft von einem lokalen Verein und dieser weiß nach seiner Erfahrung genau, was er das Jahr über gebraucht. Das bezieht er vom Verband und dieser weiß eben so sicher, was das ganze Volk jährlich an bestimmten Waaren gebraucht. Diese werden in den Fabriken und sonstigen Unternehmungen des Verbandes hergestellt. Da auch in der Fabrication die blinde Konkurrenz eben so vertheuernd wirkt wie im Handel, weil die Leistungsfähigkeit der Fabriken nicht ausgenutzt wird, eine Menge Spesen durch Aufsuchen und Festhalten der Kundschaft entstehen, die Zersplitterung der Produktion in vielen kleinen Unternehmungen gegenüber der Zusammenfassung in einigen wenigen das Produkt vertheuert, so entsteht auch durch die Konzentration der Verstellung eine erhebliche Ersparniß.

Sehe ich vom Import und von den Personen ab, die nicht in der Produktion beschäftigt sind, sondern in der staatlichen und kommunalen Verwaltung als Kräfte,

Richter, Geistliche u. s. w. wirken, so ist der Konsument gleichzeitig Arbeiter, Commis, Buchhalter, Direktor u. s. w. eines Vereins oder Vereinsunternehmens. Als Produzent erhält er seinen Lohn, als Konsument deckt er mit diesem Lohn seinen Waarenbedarf. Außerhalb des Konsumvereines wird weder produziert noch konsumiert. Die Produktion ist dem Konsum angepasst und, so weit es möglich ist, erhält Jeder den vollen Ertrag seiner Arbeit. Die Produktionsweise ist nicht mehr kapitalistisch, denn Niemand eignet sich den „Rehwerth“ an, sondern Derjenige, der ihn erzeugt hat, behält ihn, sei es als Produzent oder als Konsument. Die Produktion ist aber Waarenproduktion geblieben; nicht in dem alten, anarchischen Sinne zwar, sondern in einem neuen: die Produkte werden als Waaren nicht aufs Gerathewohl, sondern für einen fest bestimmten und bekannten Absatz produziert, etwa wie von den zünftigen Handwerkern des Mittelalters. Die „Himmelfahrt der Waare als soziales Evangelium“, die Marx und Engels so zu verspotten wußten, ist also doch möglich; ja, alle prinzipiellen Schritte zu der Verwirklichung des Programmes sind in der Wirklichkeit schon geschehen.

Wie es feststeht, was von heimischen Produkten gebraucht wird, eben so steht auch fest, was an Importen nöthig ist. Diese werden von dem Verband in genau der selben Weise erworben, wie es heute geschieht: er läßt gewisse Waaren für den Export produzieren, verkauft sie und kauft dafür auf dem Weltmarkt das Nöthige. Diese Geschäfte haben natürlich, so lange nicht ähnliche Zustände in den übrigen Ländern herrschen, nicht die Stetigkeit des inneren Marktes, werden sich immerhin aber doch glatter abrollen als heute.

Der Einzelne ist Mitglied der großen wirtschaftlichen Organisation, die sich aus dem Konsumverein entwickelt hat. Als gänzliche Neuschöpfung der Gegenwart denke ich sie mir demokratisch. Gleichzeitig ist er aber auch Mitglied der großen politischen Organisation, des Staates, der seine historische Form behält. Zwar wird in Deutschland die extreme reaktionäre Richtung verschwinden müssen, aber eine prinzipielle Veränderung der Staatsform ist nicht nöthig.

Sozialdemokratische Schriftsteller haben ausgerechnet, welche Verschwendung die heutige kapitalistisch-individualistische Produktionsweise bedeutet und wie in der sozialistischen Gesellschaft etwa vier Stunden genügen würden, um das heutige Quantum von Produkten hervorzubringen. Solche Berechnungen sind naturgemäß immer approximativ und werden nur die Anhänger überzeugen; daß aber ungemeine Ersparnisse möglich sind, geht schon aus der Entwicklung der kartellirten Industrien hervor. Als der amerikanische Spiritustrust gegründet war, wurden 90 Prozent aller Brennereien geschlossen und die ganze bisherige Produktion wird von dem zehnten Theil der früheren Brennereien geleistet. Ähnliche Beispiele lassen sich auch sonst beibringen.

Ich habe stets ein gelindes Grauen vor dem „Zukunftstaat“ als einer Demokratie mit staatlicher Regelung von Produktion und Konsumtion gehabt. Auch die demokratische Polis, die, abgesehen vom Wirtschaftlichen, mit absoluter Machtbefugniß gegen den Einzelnen ausgestattet war, hat zwar unvergängliche kulturelle Leistungen erzeugt, aber doch das Griechenthum verderbt. Es ist bezeichnend, daß gerade ein Mann jüdischer Abkunft das Zukunftsideal der Staatsomnipotenz aufstellte; denn der moderne Jude ist aller individuellen Wurzeln beraubt. Man stelle sich nur ernsthaft einen national-jüdischen Staat vor und

man wird einsehen, daß er bei aller hohen Begabung der Rasse, in gewisser Hinsicht auch in politischen Dingen, eine Unmöglichkeit ist. Und bezeichnend ist auch, daß die Idee bei dem Fabrikproletariat Anklang fand; denn auch dieses ist seiner Wurzeln beraubt. Der moderne Jude und der moderne Fabrikarbeiter haben Beide keine Geschichte.

Eine nationale Organisation der Arbeit ist ganz unverkennbar das Ziel der Entwicklung; und wollte man nicht an die „soziale Monarchie“ glauben, so schien man sich noch vor nicht langer Zeit notwendig für den sozialdemokratischen Zukunftsstaat entscheiden zu müssen. Aber wie das Leben sich immer wieder fruchtbarer zeigt als alle konstruktive Phantasie, so zeigt die Konsumvereinebewegung, entstanden aus den naiven Bemühungen einiger Weber zu Rochdale, uns heute einen dritten Weg, von dem schon eine weite Strecke durchschritten war, ehe man sich Dessen bewußt wurde.

Wie heute selbst bei völliger Herrschaft des Kapitalismus feudale Ueberreste doch genug vorhanden sind, so können auch unter der Herrschaft des Sozialprinzips in Zukunft Reste des Kapitalismus bestehen bleiben. Der Bürger des marxistischen „Zukunftsstaates“ ist nur Bürger, etwa wie der Athener es war. Hier ist der Einzelne Bürger der Stadt, der Provinz und des Staates; da das Politische und Administrative von der Produktionleitung getrennt bleiben, bedürfte es der marxistischen Centralisation nicht, sondern gerade die natürlichen Vortheile der Decentralisation würden sich geltend machen. Er ist Konsument und hat seinen Antheil an der Leitung der Konsumgenossenschaft; er ist Produzent und dadurch abhängig von ihr. Im marxistischen Zukunftsstaat fließen alle Interessen in ein einziges zusammen, hier gehen die Interessen auseinander, bekämpfen und kontrolliren sich.

Das Konsumvereinsprinzip, um den bescheidenden Namen für Etwas beizubehalten, das so große Aussichten bietet, verträgt sich mit Vielem; andere Bewegungen können nebenher gehen und andere Prinzipien mit an der Schaffung der künftigen Gesellschaft Theil nehmen. Aber es ist anzunehmen, daß dieses Prinzip eine Hauptrolle spielen wird.

Unvergeßlich wird mir der Eindruck sein, den ich in Basel, dem Centrum der schweizerischen Konsumvereinsbewegung, empfing, als mein Freund Hans Müller, der Verbandssekretär, mich durch die Straßen führte und mir die verschiedenen Eigenschaften des Vereins zeigte, als er mir von der politischen Kraftprobe erzählte: der Verwerfung eines revidirten Wirtschaftsgesetzes, in der die Konsumvereinsanhänger sich als die erste Macht des Kantons gezeigt hätten, und als er mir von den Plänen für Wohnungsreform, für Zeitungswesen und für viele andere, ganz disparate Dinge berichtete. Dann fuhrten wir hinaus nach Birsfeld, wo uns Stefan Gschwind, der Gründer der „Produktion- und Konsumgenossenschaft“, die das stolze Motto „Zur Zukunft“ trägt, begrüßte.

Auch hier erhielt ich Beweise kühnen Vorwärtstrebens und winkenden Erfolges. Als ich die erstaunlichen praktischen Resultate und die stolze Zuversicht in die Zukunft bei diesen beiden Männern sah und daran dachte, wie bei uns in Deutschland Alles geschieht, um so hoffnungreiche Keime zu Gunsten kleinlicher Krämerinteressen zu ersticken, ergriff mich tiefe Trauer.



Don Banffy zu Szell.

Am Dezember des vergangenen Jahres ging durch den mitteleuropäischen Zeitungswald Wimmern und Klagen, denn die vereinigten oppositionellen Parteien des ungarischen Abgeordnetenhauses bekämpften mit brutalen Mitteln das Ministerium Banffy, diesen Hort des Liberalismus und diese letzte Säule des europäischen Freisinn, deren Sturz für geradezu unmöglich, weil gleichbedeutend mit einer Katastrophe Ungarns und der österreichisch-ungarischen Monarchie überhaupt, erklärt wurde. Damals schrieb ich hier, im Gegensatz zur sogenannten „liberalen“ Presse: „Und dennoch ist die ungarische Krise nicht anders zu lösen als durch den Rücktritt der Regierung,“ ja, ich gestattete mir auch die Vorhersage, daß die jelbe Presse, die Banffy als unerfeglich und unentbehrlich bezeichnet, seinen Nachfolger mit Begeisterung begrüßen würde. Die Ereignisse haben meine Vorhersage bestätigt. Sang- und klanglos ging das Ministerium Banffy schließlich unter und mit Jubel und Enthusiasmus wurde das neue Kabinet empfangen, dessen Chef, Koloman Szell, nun selbstverständlich, ganz wie sein Vorgänger, der Hort des Liberalismus und die letzte Stütze des Freisinn ist. Es wäre verfrüht, über das neue Ministerium ein Urtheil zu fällen. Es wurde in Ungarn mit lebhafter Befriedigung empfangen und dem Programm der neuen Regierung pflichteten alle auf der Basis des deakistischen Ausgleiches stehenden Parteien bei. Es kam sogar zu der „Fusion“ zwischen der Regierungspartei und der Nationalpartei, die der alte Koloman Tisza, der Jahre hindurch hinter den Coulissen regierte, bisher stets zu vereiteln gewußt hatte. Ganz Ungarn empfindet Genugthuung über den Sturz Banffys, der sich noch vor Kurzem als den letzten „liberalen und konstitutionellen Ministerpräsidenten Ungarns“ bezeichnete, in Wirklichkeit aber der reaktionärste und gewissenloseste Politiker war, der jemals an der Spitze des ungarischen Staates gestanden hat. Dieser Mann beschränkte die Pressfreiheit, vernichtete das Versammlungrecht und wollte auch der parlamentarischen Redefreiheit den Garaus machen; er vollzog die schamlosesten Reichstagswahlen, bei denen Geld und Gewalt den Ausschlag gaben, war bereit, die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Landes preiszugeben, setzte sich über das Budgetrecht des Parlamentes leichten Gewissens hinweg und war dabei ungebildet, rachsüchtig und unaufrichtig. Auf welche Weise es dieser „Staatsmann“ dennoch zu Wege gebracht hat, in fast allen liberalen Zeitungen Mitteleuropas gelobt, ja sogar verhimmelt zu werden, Das begreift der beschränkte Unterthanenverstand nur schwer, zumal, wenn man bedenkt, daß er die siebenbürgener Sachsen in empörender Weise verfolgte.

Die süße Gewohnheit des Ministerdaseins scheint Manchem verhängnisvoll zu sein; aber man darf sagen, daß wir wenige Ministerpräsidenten

gesehen haben, die mit leidenschaftlicherem Fanatismus an der Macht hingen als der nun abgethane Banffy. Mehr als einmal mußte er von den maßgebenden Stellen hören, daß seine Uhr abgelaufen sei, ehe er das Demissiongesuch unterschrieb. Daß ihn seine Partei Monate hindurch nicht mehr in Schutz nahm, trotzdem die Opposition im heftigsten Kampfe gegen ihn stand, empfand er nicht schwer; und daß die Krone seinen Worten keinen Glauben mehr schenkte, alterierte ihn eben so wenig. Zwei kleine Geschichten, deren Wahrheit ich verbürge, mögen die eigenartige Stellung beleuchten, die er in den letzten Wochen seiner Ministerherrlichkeit einnahm. Der Monarch, der offenbar seinen Informationen mißtraute, befahl, daß Baron Banffy, der auch die Agenden eines Ministers am königlichen Hoflager versah, also die Krone über die Vorgänge in Ungarn zu unterrichten hatte, in dieser Eigenschaft durch einen Anderen ersetzt werde. Banffy war unangenehm berührt, aber er hatte rasch einen Kandidaten nach seinem Herzen gefunden, den er dem Monarchen auch vorschlug. Doch er sollte noch unangenehmer überrascht werden. Der Kaiser-König wies nicht nur diesen Kandidaten zurück, sondern ernannte einen jungen Diplomaten, den auch in Deutschland bekannten Grafen Emanuel Szeghenyi, zum Minister a latere; und diesem neuen Minister fiel jetzt die Aufgabe zu, den Monarchen über die Ereignisse in Ungarn zu informiren. Die Informationen Szeghenyis wollten jedoch mit denen Banffys ganz und gar nicht harmoniren. Besonders, als die Krone dem Ministerpräsidenten Banffy auftrug, mit den oppositionellen Parteien Frieden zu schließen, damit der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn endlich zu Stande kommen könne, wurde die Kluft zwischen den Berichten beider Minister immer breiter. Banffy versicherte, daß die Opposition den Frieden nicht wolle, Szeghenyi aber behauptete, daß der Friede leicht zu Stande gebracht werden könne. Kein Wunder, daß der König, als er diese Differenzen wahrnahm, sofort einen Dritten, den ungarischen Staatsman Koloman Szell, mit der Oberaufsicht über die Kompromißverhandlungen zwischen den Parteien betraute. Und nun ereignete sich ein Skandal, der dem Monarchen Aufklärung über Banffys Charakter brachte. Die Opposition, die nur ungern mit Banffy verhandelte — direkt verkehrt sie überhaupt nicht mit ihm, sondern nur durch die Vermittlung von Politikern, die früher der Regierungspartei angehörten, sie aber wegen der ungesetzlichen Verfügungen Banffys verlassen hatten — verlangte Aufklärung über die Mission Szells. Banffy, dem es unangenehm war, gesehen zu müssen, daß der Kaiser-König ihm einen Vorwand bestellt hatte, sagte, daß Szell den Verhandlungen „nur als Mitglied der Regierungspartei“ beizuhöhen; die oppositionellen Parteien drohten nun mit dem Abbruch der Verhandlungen, da sie in der Antwort Banffys eine neue Unwahrheit witterten, und Baron Banffy mußte schließlich in einem

Briefe an Desider Szilagyi seinen „Irthum“ berichtigen und den oppositionellen Parteien mittheilen lassen, daß Koloman Szell „eigentlich“ im Auftrage des Monarchen an den Kompromißberathungen theilnehme.

Doch es kam noch besser. Baron Banffy wollte die Kompromißverhandlungen zum Scheitern bringen; denn da er bemüht war, den Monarchen zur Ausschreibung gesetzwidriger Wahlen zu veranlassen, um die Opposition auf diese Weise auszurotten, paßten ihm die Friedensbestrebungen nicht in den Kram. Er wußte genau, daß dem Monarchen die Vorlage über die Judikatur des obersten Gerichtshofes in Wahlangelegenheiten deshalb nicht konvenirte, weil sie den sogenannten „Kanzelparagraphen“ enthielt, der die Agitation der Geistlichkeit bei den Wahlen streng bestraft. Aus diesem Grunde hatte früher das Oberhaus die Vorlage verworfen; doch nun, da die Opposition dieses Wahlgesetz als eine Friedensbedingung hinstellte, agitirte Banffy bei der Krone gegen die Opposition mit der Behauptung, daß die Opposition den Kanzelparagraphen durchaus wolle. Dem Monarchen gefiel die Forderung nicht, aber er fügte sich, obwohl er nicht begriff, warum die Opposition in den Kanzelparagraphen verliert sei, der sich doch gerade gegen die oppositionelle katholische Geistlichkeit kehrt. Als nun der Cardinal-Erzbischof Schlauch in Audienz beim Kaiser-König erschien, fragte ihn der Monarch, wie es denn komme, daß die Opposition den Kanzelparagraphen fordere. Der Cardinal war nicht wenig erstaunt und erklärte dem Monarchen, daß nicht die Opposition, sondern Banffy auf diesem Paragraphen bestehe, in der Hoffnung, dadurch die Kompromißverhandlungen zum Scheitern zu bringen. Der Monarch soll sowohl vom Erzbischof wie vom Ministerpräsidenten noch schriftliche Erklärungen verlangt und daraus die endgiltige Ueberzeugung geschöpft haben, daß Banffy gehen müsse. Er erhielt in der That ein Hofamt, legte sein Abgeordnetenmandat nieder, — und die selbe Partei, die vier Jahre hindurch mit ihm durch Dick und Dünn gegangen war, gedenkt jetzt mit schamhaft gerötheten Wangen des einstigen „liberalen und konstitutionellen Führers“.

Nicht nur dem Andenken des großen Ludwig Kossuth gegenüber kam, wie in der „Zukunft“ bereits erwähnt wurde, Banffys Egoismus zum Vorschein, sondern auch, als es sich um die Vertheidigung der ungarischen Tricolore handelte, äußerte sich sein „praktischer“ Sinn. Eine ungarische Fahne wurde in Agram verbrannt; Banffy sagte, daß Dies keine Fahne, sondern drei zusammengenähte roth-weiß-grüne „Fegen“ gewesen seien. Die ungarischen Farben durften sich bei der Eröffnung des Eisernen Thores nicht blicken lassen, doch Banffy fand die deshalb eingebrachte Interpellation lächerlich und behandelte sie spöttisch. So sah Banffy, der Patriot, aus, der allerdings die Rationalitäten drangsalirte, wenn sie ihm nicht zu Diensten waren, den serbischen Kirchenkongreß verhinderte, die Stadt Fiume in die leidenschaftlichste Opposition

drängte und die siebenbürgener Sachsen rücksichtslos vor den Kopf stieß. Ohne Verständniß für die Würde des ungarischen Nationalstaates, suchte er durch brutale Rechtsverletzungen den Glauben zu erwecken, er sei eine Stütze des einheitlichen magyarischen Staates. Niemals war die ungarische Administration — die stets viel zu wünschen übrig ließ — korrumpirter als unter ihm. Der Fall Pulszky und der Fall Krivany sind typisch; Jener veruntreute als Generaldirektor Hunderttausende, Dieser stahl als Waisenamtskassirer Hunderttausende. Die Reichstagswahlen, die Banffy „arrangirte“, werden unvergessen bleiben, denn nicht nur wurden Tausende von Wählern an der Ausübung ihres Wahlrechtes durch ein Heer von Beamten und Polizisten verhindert, sondern die geehrten Wähler wurden auch bestochen, und zwar von den Kandidaten der Regierung, die sehr viel Geld zur Verfügung hatten, das aus bisher nicht entdeckten Quellen floß. Da aber unter allen Ministerien seit dreißig Jahren zusammen nicht so viel Aelsterhebungen und Ordensverleihungen stattfanden wie allein unter dem einen Banffy, so wird eine Kombination wohl gestattet sein, die diese Auszeichnungen mit der Wahlklasse in Verbindung bringt. Dieser Schluß ist um so eher gestattet, als, abgesehen von den bereits bekannten Enthüllungen des Abgeordneten Kohonczy, im Nachlaß eines jüngst verstorbenen Arztes Briefe eines ehrlichen Maklers gefunden worden sind, der die ungarische Baronie zu einem gewissen — nicht einmal allzu hohen — Tribut an die Klasse der Regierungspartei anbot. Daß die Reichstags- und Komitatswahlen in den vier Jahren Banffys auch eine Verlustziffer von zweiundfünfzig Toten aufwies, beweist nur, daß er nicht nur mit Gold, sondern auch mit Eisen arbeitete. Schon in den Flitterwochen seiner Regierung tastete Banffy alle konstitutionellen Freiheiten an und die berühmten Zwangsfotographien von Sozialisten waren an und für sich schon charakteristisch genug. Am Schluß seiner Laufbahn wollte er durch Klubbeschlüsse das Parlament ersetzen, regirte, ohne daß ihm das Budget bewilligt war, und war mitsammt seiner Partei bereit, die cloture einzuführen.

Daß ihm seine Pläne nicht gelangen, war das Verdienst der vereinigten Opposition, aber auch des Theiles der Regierungspartei, der gegen die Uebergriffe endlich Front zu machen sich entschloß. Das Haus wäre allerdings bereit gewesen, Banffy noch tiefer in den Sumpf zu folgen, wenn die Krone nicht ihr Veto eingelegt hätte. Wie konnte es aber geschehen, daß Banffy trotz allen Fehlern und Sünden ein Ministerium und eine Partei hinter sich hatte, eine große Partei sogar? Zwei unbedeutende Züge können Das vielleicht erklären. Als er mit der Bildung des Ministeriums betraut wurde, wollte kein Politiker oder Parlamentarier von Rang in sein Kabinet eintreten. Er nahm deshalb einige Staatssekretäre aus den Ministerien und machte aus den kleinsten Leuten Minister. Er betrieb die Abgeordneten Daniel

und Massics zu sich, von denen der Eine gar nicht wußte, was man von ihm wolle, der Andere aber in seinen kühnsten Phantasien höchstens vom Amt eines Staatssekretärs geträumt hatte. Beide wurden Minister und nach einigen Monaten hielten sie sich bereits für Genies. Und was die Abgeordneten betrifft, so eigne ich mir die Worte des früheren Ackerbauministers Grafen Bethlen an: „Ihr wundert Euch, daß Banffy treue Anhänger hat, und doch ist es das Einfachste von der Welt. Wenn ein zu Grunde gegangener Siebenbürger zu ihm kommt und um ein Kerntchen bittet, so erklärt er ihm: Ich werde Dich lieber zum Abgeordneten wählen lassen . . .“

Es fehlte ihm nicht an Vorbildern: ich erinnere an Gambetta und seine „Kammer von Untertierärzten“. Banffy hat bei den letzten Wahlen Rotare und Vicenotare, ruinierte Gutsbesitzer und politische Renegaten ins Parlament wählen lassen und sich aus diesen Leuten seine Partei gebildet. Wohl gab es auch Talente und Charaktere in der Regierungspartei, doch die Einen, wie Szilagyi, Csaky und Andrassy, wurden zum Austritt genöthigt, die Anderen, wie die Tisza, wurden nur durch persönliche Vortheile festgehalten. Denn man darf nicht vergessen, daß Banffy die Söhne Kolomans Tisza in den Grafenstand erheben ließ und daß die fettesten Pfründen bei Banken und industriellen Etablissements der sogenannten Tisza-Clique zufielen. Daß sie es zu Mitgliedern gebracht hat, deren jährliches Einkommen aus Aktiengesellschaften hunderttausend Mark übersteigt, ist für ein armes Land wie Ungarn wahrhaftig schon eine ansehnliche Leistung. Daß sich Banffy aber mit einer solchen Partei über alle prinzipiellen Bedenken und Skrupel Jahre lang hinwegsetzen konnte und noch Jahre lang hinweggesetzt haben würde, wenn nicht höhere Mächte in Aktion getreten wären, ist klar.

Heute besitzt Ungarn ein Ministerium Szell und trotzdem ihm, wie schon erwähnt, überall Hymnen erklingen, dürfte es nicht überflüssig sein, seine Thaten abzuwarten, ehe man ein definitives Urtheil fällt. Bisher brachte es Koloman Szell allerdings zu Stande, nicht nur die aus der Regierungspartei ausgetretenen politischen Koryphäen wieder zur Majorität zurückzuführen, sondern die Mehrheit auch noch durch den Anschluß einer oppositionellen Partei, der angesehenen Nationalpartei, zu verstärken. Niemals besaß Ungarn eine annähernd so große Regierungspartei wie jetzt, doch es ist nicht gewiß, ja es ist entschieden fraglich, ob es leicht sein wird, mit dieser riesigen Partei zu regiren. Zwar giebt es seit dem Beginn der neuen Aera viele Männer von großem Talent und von lauterem Charakter in der Regierungspartei; doch man darf nicht vergessen, daß auch Politiker von hervorragenden Qualitäten in der Majorität nur . . . großen. Niemand in Ungarn hätte beispielsweise gehofft, den alten Koloman Tisza und den Grafen Albert Apponyi in einer Partei und dazu noch in einer Regierungspartei zu sehen. Seit zwanzig Jahren bekämpfte Apponyi als oppositio-

neller Führer Tisza; er stürzte das offizielle Tisza-Regime, und als der Tisza-Klüngel eine in jeder Hinsicht unverantwortliche Nebenregierung schuf, da kämpfte Apponyi gegen diese Gruppe, die noch in der allerletzten Zeit mit der berüchtigten lex Tisza die Parteiherrschaft über Parlamentarismus und Verfassung, über Recht und Gesetz stellen wollte. Man durfte füglich erwarten, daß die Tisza-Clique in dem Moment aus der Regierungspartei ausscheiden werde, in dem die Szilagyi, Csaky, Apponyi, Andrássy, Horváth, Szodossy und Andere als Sieger mit dem von ihnen gewünschten, ja gegen den Willen der Tisza-Clique erzwungenen Ministerpräsidenten Szell an der Spitze einzziehen würden. Aber Tisza und seine Leute blieben, zur Ueberraschung Ungarns, in der Partei, obwohl ihr „Führer“ Baron Banffy, der Noth gehorchend, aus der Partei schied. Man fand sich schließlich daren, daß die Tisza-Clique ihre Drohung, eine neue Oppositionspartei zu bilden, nicht ausführte, sondern im Klub der Majorität verharrte. . . . „Wohin sollten sie auch gehen, da es noch kein Asyl für obdachlose Politiker giebt?“ fragte ein boshafter Publizist und ein Anderer fügte das französische Wort hinzu: „Ihre Gesichter durften nicht einmal verrathen, welche Fußtritte sie in den . . . Rücken bekamen“. Wie Dem auch sei, die „Fusion“ in Ungarn ist nicht das Ideal der politischen Reinheit, daher auch nicht das Symptom politischer Gesundheit. Wenn das Ministerium Szell mit starker Hand das wilde Fleisch vom Körper der Majorität geschnitten hätte, dann wäre die Heilung der Majorität durch eine oppositionelle Bluttransfusion vielleicht möglich gewesen. Doch Szell ist ein eifriger Verehrer von Kompromissen; er ist eben so sehr Mittelmann wie Staatsmann, ja vielleicht noch mehr, und deshalb bemühte er sich, die Gegensätze in der Regierungspartei auszugleichen und aus den Gegnern von gestern eine kompakte und einige Regierungspartei für morgen zu bilden. Wenige ungarische Politiker dürfte es geben, die von dem Gelingen dieses Planes überzeugt sind. Wenn dieses Wunder aber dennoch gelingt, so besteht die Gefahr, daß die kranken Theile den ganzen Organismus angreifen und zerstören, ohne daß die sogenannte Fusion, die in Wahrheit eine Transfusion ist, den geringsten praktischen oder moralischen Erfolg erzielt hätte. Und wenn erst der Tag kommen sollte — und es ist möglich, daß er bald kommt —, an dem sich Szell oder ein Anderer entschließen muß, die sicherlich höchst unangenehme, schwere Operation durchzuführen: wer weiß, ob es dann nicht spät, sehr spät, vielleicht zu spät sein wird und ob die sogenannte liberale Partei, die oft konservativ, von Zeit zu Zeit reaktionär, hin und wieder selbst radikal und nur sehr selten liberal war, ob dann nicht diese seit fünfundschwanzig Jahren bestehende Regierungspartei Ungarns bereits unrettbar verloren sein wird?

Schwester Agathe.

Es hat in der banalsten Weise angefangen, sagte mein Freund Maxime Berthier. Ich war im vorigen September ungefähr vierzehn Tage bei meiner Familie, unweit von Orleans. Unsere Gutsnachbarin, Frau Aubray, eine ausgezeichnete und fromme alte Dame, hatte über die Ferien eine sechzehn-jährige Waise aus dem Dominikanerkloster bei Tours zu sich genommen. Die Schwestern hatten ihr den kleinen Klosterzögling anvertraut, damit er sich ein wenig zerstreue und, wie die anderen Kinder, „auf Ferien“ ginge.

Meine Eltern besuchten Frau Aubray oft und waren häufig den ganzen Abend drüben. Ich kümmerte mich wenig um die Kleine: sie war so unbedeutend, so bescheiden und still. Aber eines Tages nannte man mir ihren Namen, Ydie de Frégeneuilles, und der Name gefiel mir sehr. Von da an sah ich mir sie näher an und sah, daß sie niedlich, rosig und blond war und große schwarze Augen hatte; in denen Etwas wie ein beständiges Erschrecktsein lag. Sie trug ein schwarzes Pensionatskleid mit eben solcher Pelertine und, wenn sie ausging, einen weißen Strohhut mit blauen Bändern.

Ich versuchte, sie zum Sprechen zu bringen. Sie war schüchtern und brachte ihre Sätze kaum zu Ende. Rebselig wurde sie nur, wenn sie von Schwester Agathe sprach, die sie als ganz kleines Kind unter ihre Obhut genommen und seitdem mütterlich geliebt, gepflegt und gehütet hatte. Schwester Agathe war die Oberin des Pensionats. „Schwester Agathe war aus sehr guter Familie“, „Schwester Agathe war klüger als alle Anderen“, „Schwester Agathe konnte musizieren, zeichnen, Prozeffionen und dramatische Aufführungen arrangiren“, „Schwester Agathe hätte Priorin des Ordens werden können, wenn sie gewollt hätte.“ Kurz und gut: es ging nichts über Schwester Agathe. Ich bekam einen gewaltigen Respekt vor dieser Kloster Schwester.

Manchmal las ich abends vor. Ich bemerkte wohl, daß Fräulein von Frégeneuilles mich immer ansah und verlegen wurde, wenn unsere Augen einander begegneten. Es machte mir Vergnügen, ohne mich weiter zu beunruhigen.

Am Abend vor meiner Abreise gab ich ihr die Hand. Sie legte muthig ihr Patzschändchen hinein, und da wir ein wenig abseits von den „Alten“ standen, erkühnte sie sich sogar, zu fragen: „Werden wir uns wiedersehen, Herr Berthier?“ „Aber Fräulein, ich hoffe bestimmt.“

„Ach,“ sagte sie traurig, „es wird schwer sein. Uebers Jahr vielleicht . . .“

Als ich nach Paris zurückgekehrt war, dachte ich an nichts weiter als an das kleine Klostermädchen. Ein junges Mädchen, das unter mütterlichem Schutze in einem Provinzwinkelfchen groß geworden ist, hat schon viele Vorzüge: nun gar ein Pensionatskind, das nie ein anderes Haus gekannt hat als ein weißes, freundliches Kloster in der Touraine! Eine ganz unberührt kindliche, naive Seele, die man zärtlich umfassen und formen könnte: welch ein Traum! Und dann erfaßte mich ein Mitleid mit dieser elternlosen, heimatlosen Kleinen, die nie etwas Anderes gekannt hat als die altjüngferliche Mütterlichkeit der guten Schwestern, die immer verschüchtert sind und mit großen Augen um sich blicken. Wäre es nicht ein gutes Werk, sich ihrer anzunehmen, sie zu wärmen und ihr

eine Familie zu geben, — und noch dazu ein seltsam angenehmes „gutes Werk“ für Den, der es unternähme? Und wie sie ihren Gatten lieben würde! Er würde ihr über Alles in der Welt gehen, da er ihr Alles erst gegeben hätte.

Und darum trat ich eines schönen Tages vor meine Eltern hin: „Ich bin jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, ich will heirathen und habe gewählt!“ . . . „So, und wen?“ „Fräulein de Frögeneuilles.“ . . . „Aber . . . aber . . .“ Ich widerlegte jeden Einwand und gab nicht eher nach, als bis man Erkundigungen einzog. Lydia hatte eine mehr als annehmbare Mitgift. Ihr Vormund überließ Alles den Schwestern. Ich setzte meine Mutter in den Sillzug, ließ sie in Tours aussteigen, brachte sie ins Kloster, wo sie „den Antrag stellen“ sollte, und wartete draußen im Garten, indessen sie in das Sprechzimmer geführt wurde.

Der Garten war weitläufig angelegt und so sauber wie eine Kapelle. Ein Gang von Linden, gerade gewachsen wie Marterkrenzen, führte aufwärts zu einer Terrasse, von der aus man in die lieblichste Landschaft blickte; unter den sanft ansteigenden, mit zitternden Pappeln bepflanzten Ufern lag die Loire wie ein Silberpiegel, hier und da helle Inselchen und bläuliche Weidenbüsche, am Horizont eine sehr lange Brücke mit geschwungenen Bögen in grauer Farbe und jenseits zart violette Baumreihen: Alles sehr duftig, in verschwimmenden Umriffen und in Tönen, wie aquarellirt; darüber ein leicht bläublauer Himmel.

So beobachtete ich die Landschaft, um mir die Zeit zu verkürzen. Aber ich blieb nicht lange auf meinem Aussichtspfad; ich ging den Lindengang zurück und entdeckte eine künstliche Felsgrotte, die an Lourdes erinnerte. Der Sand war sorgfältig gefegt und in einer Nische sah man zwischen Geraniumtöpfchen eine Muttergottes, ziemlich trivial aufgefaßt, aber so nett abgestäubt! Ich setzte mich auf eine Gartenbank und beschwor die bemalte Statue inbrünstig, die leusche Seele der ehrwürdigen Schwester Agathe zu meinen Gunsten zu stimmen. Da knirschte der Sand hinter mir, — und ich sah meine Mutter in Begleitung einer Nonne herankommen. Ich stürzte ihnen entgegen: „Nun?“ „Frag die Schwester Agathe“, sagte meine Mutter in einem Ton, der mich sofort beruhigte. Ich hatte mir immer — weiß Gott, weshalb — Schwester Agathe als ein verdorrnetes Mütterchen vorgestellt, mit einem müden Lächeln und einem runzligen Gesicht! So sah sie aber gar nicht aus, sie war dreißig, höchstens fünfunddreißig Jahre alt, — und wenn die Nonnen sehr heilig sind, dann werden sie mit den Jahren schöner. Ihr Teint war hell, die Züge fein, die Nase gerade und ein Wenig länglich. Sie hatte blendend weiße Zähne und ganz lichte Augen von unbestimmter Farbe. Sie kreuzte ihre Arme in den weißen, weiten Ärmeln und machte in ihrem saltenreichen Kleide einen Eindruck, so edel und sanft . . . beinahe wie die Himmelskönigin selbst. Ernst und doch mit einem kleinen Zug von Schalkhaftigkeit sagte sie: „Mein Herr, ich für meinen Theil bin Ihrem Antrag wohl geneigt, denn ich kenne Sie schon lange durch die Schilderung meiner Freundin, Frau Aubray. Ich werde Fräulein von Frögeneuilles befragen und ich habe guten Grund, anzunehmen, daß ihre Antwort eben so ausfallen wird.“

Als wir am nächsten Tage in das Sprechzimmer eintraten, sah ich in Odias Gesicht die helle Freude schimmern und ich selbst fühlte einen köstlichen Ruck in meinem Herzen.

„Ihr Antrag“, sagte Schwester Agathe, „ist angenommen. Der Vormund

des Fräuleins liebt rasche Entschlüsse und hat uns telegraphisch seine Einwilligung geschickt. Sie dürfen, wenn es Ihnen angenehm ist, Ihre Braut küssen.“

„Ach! dieser erste, fast unkörperliche Kuß, ein Wehen, ein Hauch, ein Nichts, — und dennoch so süß! „Sind Sie einverstanden?“ „Ja“... „Sind Sie zufrieden?“ ... „Ja“... „Haben Sie mich erwartet?“ ... „Ja“, mit zitternder, fast unhörbarer Stimme und Auge in Auge.

Schwester Agathe blickte auf uns mit der Ruhe einer engelgleichen Seele, — eine Heilige, mit allen weiblichen Reizen, die eine Heilige haben kann. Die Hochzeit sollte in zwei Monaten stattfinden: man mußte ja die Ausstattung in üblicher Weise besorgen; ich reiste nach Florenz, um eine angefangene Arbeit zu vollenden, und war weder über das Warten noch über die Trennung sonderlich betrübt. Ich hätte am Liebsten den Brautstand noch länger ausgedehnt und war entzückt, schreiben zu können. Denn wir sollten uns zweimal wöchentlich schreiben: Schwester Agathe erklärte Das für genügend. Auch sollte die Korrespondenz durch ihre Hände gehen und von ihr geprüft werden.

Niemals hat mir Florenz so gut gefallen. . . . Ich genoß mit einer steten Nüchternheit im Herzen sein Licht, seine Farben, die ganze Freenpracht seiner Paläste und Kunstsammlungen. Meiner kleinen Verlobten schrieb ich gern und häufig.

Schon begann ich, die kindliche Seele zu formen; ich lehrte sie die Pflichten des Lebens und die Enttäuschungen des Daseins. Dann war ich bemüht, mich ihr zu schildern; ich beschrieb mich selbst mit übertriebener Bescheidenheit. Schließlich fragte ich nach ihrem Charakter, ihrer Vergangenheit, ihren Zukunftsplänen. Ich erfann schmeichelnde Wendungen, Zärtlichkeiten und Liebeslungen; und der Gedanke, daß Schwester Agathe meinen Briefwechsel lese, spornte mich an, auf die Form zu achten. Ich glaube, die arme Lydia litt gerade darunter. Sie antwortete mir wie ein Lämmchen, so lieb und süßsam; meistens kurz. Eines Tages sagte sie in einer Nachschrift: „Schwester Agathe meint, daß ich nicht genug Wärme in meine Briefe lege. Ach, mein Freund, ich versichere Dich, ich habe viel, viel Wärme, aber ich bin gewiß noch zu klein, um es recht sagen zu können.“ Einmal schrieb ich Heuchler ihr, daß ich fürchtete, keinen starken religiösen Glauben zu haben, und daß meine Rauheit sie tranken würde. Ich wollte mich gar zu gern von meiner frommen Braut abtanzeln lassen. Sie antwortete mir: „Was Du mir sagst, beunruhigt mich nicht. Du bist viel zu gut, um nicht ein echter Christ zu sein.“ Ich übergehe die Ergüsse des Wiedersehens, als ich von Italien zurückkam. Die angenehme und lächelnde Gegenwart Schwester Agathens hielt uns in Schranken.

Die Hochzeit sollte in vierzehn Tagen — und zwar mit besonderer Erlaubniß „Seiner Ehrwürden“ in der Klosterkapelle — gefeiert werden.

„Ich weiß gar nicht“, sagte ich zu Lydia, „wie ich Deinen Müttern danken soll! Es ist mir, als ob sie Dich in dieser Kapelle, wo Du so viel gebetet hast, mir zum Geschenk machten. Und dann wird diese Trauung Dein neues Leben unvermerkt an Dein Mädchenleben anschließen: Du wirst von dem einen in das andere übertreten, ohne auch nur den Platz zu wechseln.“

Ich wohnte in Tours in einem Hotel und kam nur jeden Tag einmal während der Schulstunden ins Kloster. Dann traf ich Lydia im „kleinen Sprechzimmer“ und Schwester Agathe saß in einem Winkel und las ihre Messe oder schrieb an einem Tischchen.

Das Zimmer war von äußerster Sauberkeit und Weiße; auf dem Kamin eine Jungfrau von Delaplanche, die eine Vase in ihren spindelförmigen Fingern hielt. Auf einer Konsole in der Ecke eine Puppe im Klostergewand. An den Wänden der Heilige Augustinus und die Heilige Monika von Ary Scheffer und die Heiligen Frauen von Paul Delaroche. Die kalten und klaren Bilder waren da wie zu Haus. An den Wänden standen in Reihe einige Sessel mit verbläuter Stickerie in Kreuzstich. Die hohen Fenster waren mit symmetrisch aufgestecktem Ruffeln verhängt. Schwester Agathe ergänzte in ihrer Tracht die blasser Farbensymphonie dieses weißen Salons.

Ich war glücklich und sprach viel; ich erzählte von meiner Reise oder fragte Lydia aus. Ob sie die beste Schülerin sei? Ob sie gute Censuren habe? Wie ihre Freundinnen hießen? Ich erfuhr, daß man im vergangenen Jahre am Tage des Heiligen Dominikus im Kloster „Joseph“ von Méhul gegeben hatte, Lydia den Minister des Pharao mit einem großen schwarzen Bart.

Lydia schien durch die Gegenwart der Schwester befangen und antwortete mir oft: „Frage Schwester Agathe!“ So kam es, daß ich mehr mit der Nonne als mit meiner Braut plauderte.

Wir verstanden uns sehr bald. Sie unterrichtete die Oberklasse in französischer Literatur. Wir besprachen Fragen des Unterrichtes, besonders die Lehrmethode. Sie war sehr intelligent und hielt nicht allzu viel von Neuerungen und von der Nothwendigkeit, Chemie zu lernen. Eines Tages erfuhr ich, daß sie in ganz jungen Jahren den Pater Lacordaire und den Grafen Montalembert gekannt habe; meine Fragen ermunterten sie; und da sie bei ihrem Lieblingskapitel angelangt war, fand sie des Erzählens kein Ende.

Lydia war manchmal traurig. Dann sagte ich: „Unsere Gespräche langweilen Dich, nicht wahr? Geh, singe mir ein Mando vor, das ich noch nicht von Dir gehört habe.“

Denn Lydia kannte alle Mandos der kleinen Mädchen. Sie ließ sich ein Wenig bitten und sang dann mit halber Stimme. Eine der hübschesten Weisen, die sie kannte, war die von den Heiligen Drei Königen.

Ohne mir darüber klar zu werden, behandelte ich Lydia wie ein Kind und jedesmal, wenn ich auf ernstere Dinge kam, wandte ich mich an Schwester Agathe. Die Gespräche mit der Schwester waren köstlich. Ich hatte damals einen Band halbphantastischer Kritik beendet und schwankte zwischen Impressionismus und pariser Skeptizismus.

Eines Tages fragte mich Schwester Agathe plötzlich: „Gehen Sie jetzt zur Messe, Herr Berthier?“

„Schwester, wenn Ihnen daran liegt, werde ich es thun.“

„Ja gewiß, es würde mir Freude machen.“ „So werde ich also gehen, abgemacht.“ Ich hörte einen tiefen Seufzer. „Was hast Du, meine kleine Lydia?“ „Oh nichts, aber warum versprichst Du es nur der Schwester und nicht mir?“ Sie lächelte bekümmert, als sie Das sagte, und ich war verlegen. Am nächsten Tage kam sie mit einer Pandarbeit. „Al, ei!“ sagte ich, „wie fleißig!“

„Ach!“ antwortete sie, „ich kann ja nicht reden. Das soll die Läden ausfüllen.“

Die Schwester unterschrieb gerade an ihrem Tischchen die Belobigung-

scheine für Schülerinnen, die an der „Ehrentafel“ standen. Sie theilte mir mit, daß es auch ein „Ehrenheft“ gebe, in das die besten „Stilarbeiten“ eingetragen würden. Ich bat sie, mir das Heft zu zeigen. Sie ärgerte erst, versprach es mir aber schließlich, „wenn ich sehr nachsichtig wäre“. Beim Abschied sagte ich: „Also, auf Wiedersehen morgen! Und vergessen Sie ja nicht das Ehrenheft!“

Als ich meine Braut küßte, hatte sie Thränen in den Augen.

„Du weinst? Habe ich Dich gekränkt?“

Sie sah mich lange forschend an und ihr Blick war nicht mehr der eines kleinen Mädchens.

„Bist Du ganz sicher“, sagte sie leise, „daß Du noch meinethalben herkommst?“

Die Frage der kleinen Lydia verfolgte mich während des ganzen Abends und während der ganzen Nacht. Sie hatte mir plötzlich die dunkelste Tiefe meines Herzens aufgeheilt. Ich erkannte bestürzt und beschämt, daß ich seit einiger Zeit wirklich der Schwester Agathe wegen kam und daß der Zauber, den meine Braut auf mich ausgeübt hatte, verschwunden war. . . . Ja, es war aus, ganz aus.

Ich wagte weder am nächsten Tage noch an einem der folgenden, den Fuß in das Kloster zu setzen. . . .

Ob sie mich erwartet hat?

Ich weiß es nicht; denn ich habe sie nie wieder gesehen.

Paris.

Jules Vermattre.



Ungarischer Bauernsozialismus.

Erst jetzt gelangte ein Aufsatz des Grafen Nikolaus Bethlen zu meiner Kenntniß, den die „Zukunft“ am neunten April 1898 veröffentlicht hat. Und obgleich die dort berührten Ereignisse sich vor beinahe einem Jahr zugetragen haben, halte ich es doch für meine Pflicht, die Darstellung des Grafen Bethlen in dem Hauptpunkte zu berichtigten.

Ich bin weit davon entfernt, dem Herrn Grafen Nikolaus Bethlen selbst eine Fälschung von Thatfachen vorzuwerfen. Aber ich behaupte, daß er durch die Lügen einer theils unwissenden, theils korrupten Presse irreführt worden ist, und werde mich auf dokumentarische Beweise stützen.

Der Herr Graf Bethlen behauptete, daß Barkonyi, nachdem er von der sozialdemokratischen Partei ausgestoßen worden war, auch von seinen Anhängern verlassen worden sei, und fuhr dann wörtlich fort: „Da ereignete es sich, daß der idealistische Anarchist Dr. Schmidt“ (statt Schmitt) „im ‚Feldarbeiter‘ idealistische Ideen predigte, die das Volk nicht verstehen konnte, bis auf einen Punkt: das Volk solle den Grund und Boden unter sich vertheilen. Jeder, auch der Grundbesitzer, so hieß es, erhält einen gleichen Antheil an Grund und Boden; wenn der Grundbesitzer Widerstand leistet, so solle man ihn erschlagen. Diese anarchitische

Theorie war einfach und verständlich; auch hat sie im Volk Wurzel gefaßt, so daß Barkonyi einen Landeskongreß der Feldarbeiter einberufen konnte, auf dem die Feldarbeiter den Sozialdemokraten gegenüber eine feindliche Stellung einnahmen und sich unter dem Titel „Unabhängige Sozialistenpartei“ konstituirten.“ So erzählte Graf Bethlen.

Richtig ist nur, daß ich Barkonyis Losjagung von der Sozialdemokratie veranlaßte und die Richtung, die er dann nahm, wesentlich beeinflusst habe. Daß der Herr Graf allzu leichtgläubig, ohne auch nur den „Földmivelo“ (Feldarbeiter) und die Richtung, die ich und Barkonyi in dem Blatt vertraten, zu kennen, Verleumdungen nachgeschrieben hat, will ich durch Citate aus dem „Földmivelo“ beweisen. Sowohl ich wie auch Barkonyi haben schlechthin Gewaltlosigkeit im Sinn der Bergpredigt verkündet, nicht Haß, sondern Liebe, selbst der Feinde. Es sind die reinsten Grundsätze Christi, die von der Regierung und einer gewissen Großgrundbesitzerclique der Szabolczer und der benachbarten Komitate durch ihre Organe und Agenten verleugnet und verleumdet worden sind. Ich gebe eine Anzahl Stellen wörtlich aus dem „Földmivelo“.

Im Artikel „Totenrede“ (10. Dezember 1897) sage ich, daß der Verstorbene „mit uns das Evangelium der Armen, die Botschaft der Gewaltlosigkeit und des unendlichen Erbarmens verkündete“, und berufe mich auf „Christus, der uns lieben und nicht morden lehrte“.

Im Artikel „Das Weltgericht Christi“ sage ich: „Zu thierischer Gewaltthat ist unfähig Derjenige, der weiß, daß ein göttliches Leben in ihm erwacht, das Leben der Liebe, das ihn mit seinen Mitmenschen und allen Wesen des Universums verbindet.“ Und auf „Christus, den Verkünder unendlichen Erbarmens“ mich berufend, sage ich in Bezug auf die Feinde: „Hasset sie nicht, sondern bemitleidet ihr sittliches Elend.“

Im Artikel „Antisemitismus“ (der nicht im ganzen Umfang aus meiner Feder stammt) sage ich: „Aber können wir so zu den Gewaltthabern sprechen, wenn sie uns antworten könnten: Wir üben Gewalt, aber auch Ihr mordet; wenn wir hassen, so hasset ja auch Ihr; sind wir Heuchler, so seid Ihr es auch, indem Ihr Gewalt ausübt? Dann müßte unser Gericht verstummen und es bliebe nur der thierische Kampf der Gewalt. . . Dieser kann auch im Falle des Erfolges nichts Anderes schaffen als eine andere Form thierischer Gewaltherrschaft. Denn mit der selben Gewaltthätigkeit wird man dann die Herrschaft erhalten, mit der sie errungen worden ist“. . . „Unser Prinzip ist die göttliche Würde des Menschen, das Leben der Liebe, das mit thierischer Gewalt und mit Haß unvereinbar ist.“

In einem öffentlichen Briefe an den Vicegespan Johann Mikicz (31. Dezember 1897) betone ich, daß es sinnlos sei, von einer Vertheilung des Bodens zu reden, ferner sage ich, daß unsere Lehre sei, „daß wir Gewalt nicht mit Gewalt vergelten sollen, daß wir die andere Wange bieten, wenn man uns auf die eine geschlagen, daß wir selbst unsere Feinde nicht morden, sondern lieben sollen.“

Im Artikel vom siebenten Januar 1898 „An die Landarbeiter des Szabolczer Komitates“ sage ich: „daß zum Heil nur das Prinzip der brüderlichen Liebe und der Gewaltlosigkeit führe, daß man dem Mitmenschen gegenüber keine Mordwaffe gebrauchen solle, daß wir selbst unsere Feinde lieben, nicht aber morden sollen,

daß Derjenige sich zum Thier erniedrige, der zur Nothwaffe greife“ und „daß dem Gerichte verfallen sei, wer seinem Mitmenschen gegenüber den geringsten Haß hege.“

Eben so im Artikel „An die Pharisäer und Demagogen“: „Wir aber hassen Niemanden und betrachten selbst diese Menschen, die so offenbar lügen und heucheln, mit Erbarmen“... „Denn Christus hat uns gelehrt, selbst unsere Feinde zu lieben, nicht aber zu mordern.“

Ähnliche Stellen könnte ich aus der Feder Barlonyis anführen. Welchen Namen das Vorgehen von Ministern verdient, die im Angesicht dieser Propaganda der reinsten Christuslehre, deren einziges Verbrechen darin besteht, Haß und Gewaltthat jeder Art rückhaltlos zu verdammen, öffentlich vor dem Parlament und durch ihre Organe ähnliche „Berichte“ über den „Höldmiveld“ erstatteten wie der irreführte Graf Bethlen: sie, die doch im Besitz der von ihnen selbst konfiszierten Blätter des „Höldmiveld“ waren, — Das überlasse ich getrost jedem ehrlichen Menschen. Selbst der Bericht der budapester Oberstadthauptmannschaft vom Jahre 1897 (erschienen 1898) erkannte an, daß „Barlonyi als einzige Waffe zur Errettung des Volkes das Prinzip der Gewaltlosigkeit bekenne“ und daß seine Bewegung den schmittschen Grundsätzen der Gewaltlosigkeit und Herrschaftlosigkeit am Nächsten stehe. (Vergleiche Seite 551 und 534 des amtlichen Berichtes.)

Die Beurtheilung Barlonyis im November 1898 erfolgte unter Anderem auch wegen eines Artikels, in dem er das Volk vor den teuflischen Machinationen der Mächtigen gewarnt hatte, die mit Agents-Provocateurs, mit einem falschen König und falschen Ministern das Volk aufwiegelten, um den Vorwand zur Unterdrückung, zur Aufhebung aller Freiheiten, die Freizügigkeit der Landarbeiter mitinbegriffen, zu gewinnen. Die Warnung Barlonyis gelangte nicht an das Volk, denn der Minister ließ das Blatt konfisziiren und Desider Perczel beschuldigte Barlonyi vor dem Parlament, daß er durch die Maskerade mit dem falschen König das Volk aufgewiegelt habe. Als ich vor Gericht die Frage stellte, warum man in Sachen dieser Maskerade nie eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet habe, begnügte sich der Gerichtspräsident damit, mir das Wort zu entziehen, und auch der Kassationshof erklärte, daß Das in keiner Weise zur Sache gehöre.

Ganz eben so tendenziös und unrichtig sind alle weiteren, aus ähnlichen Quellen geschöpften Daten über Barlonyi in der Darstellung des Grafen Bethlen.

Wir konnten man beim besten Willen nichts anhaben. Ich hatte, um den positiven Beweis zu liefern, daß die Zustände in dem „liberalen“ Ungarn knechtischer sind als einst in dem vernehteten Byzanz, meinen Artikel wörtlich aus Reden des Heiligen Chrysostomus, Erzbischofs von Byzanz, zusammengestellt: Neben, die, ohne inkriminirt zu werden, vor Hofstaat und Volk in Byzanz gehalten worden waren. Und es war höchst ergötlich, als der unglückliche Oberstaatsanwalts-Substitut in meiner Person den großen Heiligen als ein jedes Idealismus baarcs Subjekt schilderte und mit dem verrückten Verleumdner des Carlyle verglich, der mit brennender Fackel zwischen Pulverfässern herumläuft und niedergeschlagen zu werden verdient, ganz gleich, ob er ein Narr oder ein Verbrecher ist. Die Ausführung der Parallele mit Byzanz geht über den Rahmen einer Berichtigung hinaus, die sich mit der Feststellung von Thatfachen begnügen sollte.



Selbstanzeigen.

Mohammeds Lehre von der Offenbarung. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1898. Preis geh. M. 8.

Als beim Besuch des deutschen Kaiserpaars in Damaskus am achten November 1898 der Scheich Abdullah Effendi in seiner Begrüßung davon sprach, daß dreihundert Millionen Mohammedaner auf den Sultan als den „Chalifah“, das geistliche Oberhaupt, blicken, wies er deutlich auf die Gemeinschaft aller Bekenner des Islams hin, die, trotz allen Verschiedenheiten von Rasse und Nation, durch das Band ihrer Religion zusammenhalten werden.

Die Einwirkung der mohammedanischen Religion auf das Leben ihrer Bekenner verleiht dem Islam eine ungeheure Macht durch den Glaubenskrieg, den Mohammed seinen Anhängern zur kanonischen Pflicht machte, nachdem der Versuch einer friedlichen Bekehrung der Gegner gescheitert war. Der Glaubenskrieg, der Kampf bis aufs Messer, ist so lange fortzusetzen, bis der Gegner zum Islam übertritt oder vernichtet ist. Unter solchen Umständen kann es in einem mohammedanischen Gemeinwesen eine Parität der verschiedenen Konfessionen, wenigstens der Theorie nach, niemals gegeben; wo dennoch Toleranz gegen Andersgläubige geübt wird, ist Das nur scheinbar, rein äußerlich, durch den Zwang der Verhältnisse bedingt. Gerade der Verbindung der Religion mit der Gewalt verdankte es der Islam, daß seine Bekenner bereits hundert Jahre nach Mohammeds Tode erobernd bis in die Mitte von Frankreich vordringen konnten.

Es hieße, Mohammed gründlich verkennen, wenn man ihn als gewiegten Politiker behandelte, der sich lediglich von politischen Motiven leiten ließ. Er war eine echte Prophetenatur und sahle sich als Werkzeug des Höheren, in dessen Dienst er sich gestellt hatte. Daß er innerlich mit Gott in Verbindung zu stehen und durch ihn selbst Kenntniß von der rechten Art der Gottesverehrung empfangen zu haben glaubte, ermöglchte ihm, seine Lehre als Offenbarung anzusehen. Für diese Lehre forderte er gläubigen Gehorsam; der Hinweis auf Belohnungen und Strafen im Jenseits sollte zur Bekehrung bestimmen, die Vereinigung von Elementen des altarabischen Heidenthums, des Judenthums, des Christenthums und vielleicht auch des Parsismus im Islam — d. h. Gottergebung — den Bekennern aller Religionen den Uebertritt erleichtern.

Form und Inhalt von Mohammeds Offenbarung bilden den Gegenstand des vorliegenden Werkes, das auf Grund arabischer Quellen, nämlich des Korans, der Kommentare, der Traditionensammlungen und Geschichtswerke, geschaffen wurde. Den citirten Stellen ist überall die deutsche Uebersetzung beigelegt, so daß das Buch Jedermann zugänglich ist. Die einschlägige Literatur habe ich mich bemüht vollständiger zu geben, als es bisher irgendwo sonst geschehen ist, und ich hoffe, dadurch nicht nur zur Orientirung auf dem Gebiete des Islams beizutragen, sondern auch zu weiteren Untersuchungen anzuregen.

Da das Verständniß der mohammedanischen Welt nur auf Grund einer genauen Kenntniß ihrer Religion möglich ist, so wird das vorliegende Werk

vielleicht gerade jetzt, wo die politischen Beziehungen des Islams durch verschiedene Ereignisse in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt worden sind, Manchem willkommen sein.

Ragebuhr (Pommern).

Dr. Otto Paup.



Unsere Schätze — Unsere Kinder. Verlag von Streifand, Berlin.

Unter diesem Titel habe ich jüngst eine Brochure veröffentlicht, in der ich mich vom praktisch-pädagogischen und hygienischen Standpunkte aus gegen die heutige Erziehung in Schule und Haus wende. Gestützt auf statistische Daten des preussischen Kultusministeriums, suche ich nachzuweisen, daß der Unterricht, besonders in den höheren Schulen, seinen Zweck nur mangelhaft erreicht. Die Gründe dafür finde ich weniger in der Quantität als in der Qualität der Schulforderungen und in unzureichender Auswahl des Lehrstoffes, die den jeweiligen geistigen Entwicklungszustand und das Fassungsvermögen der Kinder nicht genügend berücksichtigt. Selbst die wohlhabende und gebildete Familie vernachlässigt in der häuslichen Erziehung vielfach Elementarvorschriften der physischen und psychischen Diätetik. Alle Verbesserungsvorschläge auf diesem Gebiete lassen sich in die eine Forderung zusammenfassen: Auf der ganzen Linie zur Natur zurück!

Dr. Krizowski.



Farben. J. Sassenbach, Berlin 1899.

Eine neue Technik wird sich in der Kunst, wie überall, durchsetzen, wenn sie eine intensivere Wirkung ermöglicht. Das werden gleich aber nur die Wenigen empfinden, denen die alte Technik nicht mehr genügt, deren Veranlagung und künstlerischer Bildungsgang für die neue Technik reif ist; die Mehrzahl der Künstler, die in der überlieferten Weise produzieren, und das hinter ihnen ehrerbietig in der Ferne stehende Publikum werden nichts davon empfinden. Man ist an die alte Technik gewöhnt, es ist schon lange her, daß sie ihrem Platz zu erobern hatte, sie hat die Autoritäten für sich, — und es ist so wohlthuend, mit Autoritäten übereinzustimmen. Man giebt sich ungern die Mühe, den noch ungewohnten Absichten einer neuen Technik nachzugehen, und jedes Anderssein, Anderswollen gilt zuerst als Annäherung. Der geistigen Anstrengung, der das Trägheitsgesetz des Kunstgenießens widerstrebt, erwächst erst sehr allmählich in der langsam steigenden Anerkennung des Neuen ein Gegengewicht. Die von Arno Holz geschaffene und theoretisch begründete lyrische Technik, auf die alles Das Anwendung findet, ist mehr als etwas Persönliches. Er selbst hält sie nicht dafür und glaubt, daß schon ihre bloße erste Herausarbeitung aus dem Rohen „die natürliche Aufgabe einer ganzen Generation“ ist. Diese Auffassung wird dadurch als richtig bestätigt, daß heute bereits eine ganze Anzahl junger Kräfte an dieser Ausarbeitung thätig ist. Uns Alle schreckt auch der Vorwurf der „Nachtreterei“ nicht.

Robert Rejs.



Marſchälle, Generale, Soldaten Napoleons. (Verlag von A. Schall, Verein der Bücherfreunde, Berlin.)

Mein Buch giebt ein hiſtoriſches, kein dichterisch angehauchtes Gemälde der napoleonischen Kriegsſaera. Beſonders die Marſchälle geben zu ſaftigen Charakterſtudien Anlaß, aber auch zu kritiſch-theoretischer Analyſe ihres militäriſchen Könnens. Ich wüßte keinen intimeren Zug, ſowohl in menſchlicher Charakteriſtik als in techniſchen Einzelheiten der Kriegsgelchichte, der vergeſſen wäre. Selbſt die allerneueſten Forſchungen in Details ſind berückſichtigt. Nur meinen Haupthelden, Marſchall Soult, habe ich leider nicht ſo ausführlich, wie es nöthig geweſen wäre, behandeln können, theils wegen Raummangels, theils, weil ich ihn kurz vorher in einem langen Eſſay zergliedert hatte. Dieſer große Feldherr unterſcheidet ſich von der Reihe ſeiner Kollegen, der prudente mediocrité, und iſt daher nur als Corpſführer bis 1808 in meinem Buch beſucht, nicht als ſpäterer Leiter der ſpaniſchen Feldzüge. Hierbei fallen mir noch ein paar Dinge ein, die ich nicht citirte und nachtragen möchte. Nämlich, daß ſogar Soult, der es wahrlich nicht nöthig hatte, ſich die Erfolge Vecourbes (1799) in der Schweiz zuſchreibt; ſerner, daß ſogar der wilde Junot ſich bei Beſtrafung der Aufrührer in Viſſabon einmal großmüthig benahm und einer ſeiner Unterführer allgemeine Hochachtung genoß, alſo ſelbſt in ſolchen Fällen eine gewiſſe Ritterlichkeit immer wieder durchbrach. Endlich wäre noch die köſtliche Antwort Soults auf die Frage anzuführen ob er bei Toulouſe geſiegt habe oder nicht: „Gehört“ ich zur Kammeroppoſition, ſieht feſt, daß ich ſiegte; bin ich Kriegsminiſter, ſieht eben ſo das Gegentheil feſt.“

Karl Bleibtreu.



Wiſmarck in der Karikatur. 230 franzöſiſche, engliſche, ruſſiſche, italieniſche ameritanische, wiener, deutſche, ſchweizer u. Karikaturen. Gefammelt und mit erläuterndem Text verſehen von R. Walther. Stuttgart, Franckſche Verlagshandlung (W. Keller & Co.), geb. 4 Mark.

Fünzig Jahre hindurch hat Wiſmarck den politiſchen Witzblättern aller Nationen Stoff geliefert; und wie ihre Spottbilder anfangs weſentlich dazu beitrugen, ihn zum „beſtgehachten“ Staatsmann zu machen, ſo hat er doch auch, nicht zum geringſten Theile, ſeine ungemeine ſpättere Volksſhämlichkeit ihnen zu danken gehabt. Er ſelbſt wußte den politiſchen Humor zu ſchätzen und ſeine eigene Karikatur, wenn ſie nur witzig war, ergökte ihn kaum minder als die ſeiner berühmten Kollegen an der Seine, Themſe, Rewa oder Donau. Ich dachte mir nun, eine Sammlung von Wiſmarck-Karikaturen, zuſammengeſtellt aus den unanhaftesten Witzblättern der verſchiedenen Länder, dürfte nach dem Tode des Altreichskanzlers als zeitgemäßes Unternehmen gelten. Ich begann, die einzelnen Blätter zuſammenzutragen, und verfolgte mit Behagen, wie der verſpottete preußiſche Junker mit rieſenhaft wachsender Geſtalt durch dieſe Welt des Humors und des Witzes hindurchgeſchritten iſt. Möge auch dieſes Werkchen ein Baustein zum Denkmal des großen Staatsmannes und ein Verkünder ſeines Ruhmes, ſeiner politiſchen Weiſheit und ſeiner Größe ſein.

Stuttgart.

R. Walther.



Telephonirte Verträge.

Woher kommt es wohl, daß die Judikatur in Telephonangelegenheiten in Deutschland noch so wenig entwickelt ist? Werden doch seit vielen Jahren Tag für Tag die wichtigsten Abschlüsse telephonisch gemacht und ist es doch bereits dahin gekommen, daß der Verkehr der Börsen unter einander und der reguläre Geschäftsgang der Industriebezirke an der Ruhr mit ihren Hochöfen und Zechen heute ohne Benutzung des Fernsprechnetzes kaum denkbar wären.

Das Telephon ist bei uns bekanntlich Staatsmonopol, da man im Jahre 1892 die neue Art des Verkehrs ohne Weiteres unter das Telegraphengesetz fallen ließ. Bis dahin war die Regalität — wie der juristische Ausdruck lautet — zweifelhaft gewesen, wie schon aus einem in damaliger Zeit viel besprochenen Urtheil hervorging, das über die Anlage eines Privattelephons zwischen einem berliner Vorort und der Hauptstadt entschied. Der Fiskus haftet für Mißverständnisse und Störungen im Telephonverkehr eben so wenig wie für die Verstümmelung oder Verzögerung von Depeschen. Beschwerd man sich über Verfehlungen von Beamten, so kann man höchstens erreichen, daß der Schuldige eine Geldstrafe erleidet; an einer solchen indirekten Vereinerung der Amtsklasse dürfte der geschädigte Privatmann aber wenig Interesse haben. Und dennoch hat das Reichsgericht längst die Telegraphen — und damit auch die Fernsprecheinrichtungen — als normale Ausdrucksmittel der Willensäußerung kaufmännischer Kontrahenten anerkannt. In dem vom Reichsgericht entschiedenen Streitfall handelte es sich darum, daß durch eine irrig wiedergegebene Depesche ein Verkaufsauftrag von 2000 Pfund Sterling Dynamit Truht auf das Zehnfache erhöht worden war. Das Verusungsgericht hatte ein Verschulden des Verkäufers schon darin gesehen, daß er sich für seine Ordre eines an und für sich unzuverlässigen Mittels bedient hätte, weil er die Depesche nicht als kolkationirte aufgab. Der erste Zivilsenat des Reichsgerichtes aber erklärte: „Der Telegraph ist als Verkehrsmittel von der kaufmännischen, ja von aller Welt, auch von den öffentlichen Behörden, so sehr auf- und angenommen, daß sich in manchen Verhältnissen, z. B. bei dem Großhandel, bei dem Börsengeschäft, Niemand ihm ohne Nachtheil entziehen kann.“

Zunehmhin bleibe in allen Fällen, wo in Folge einer entstellten Depesche Verluste entstehen, der Absender haftbar. Denn Dieser habe, wenn auch nicht gerade das Wagniß, so doch alle etwa denkbaren Zufälligkeiten des Depeschensweges als möglich in sein Bewußtsein aufgenommen, als er sich zur Benutzung des Telegraphen entschloß: also auch den Schaden, der durch die Wahl dieses Ausdrucksmittels von ihm Beauftragten treffen konnte. Der Kommissionär hatte in dem hier erwähnten Falle statt der wirklich gewollten 2000 Pfund Dynamit Truht 20 000 verkauft und der Absender des verunglückten Telegrammes wurde für verpflichtet erklärt, die 20 000 Pfund zu liefern. Auch wenn er sich der Unsicherheit des von ihm gewählten Ausdrucksmittels nicht bewußt geworden war, durfte er aber immer noch aus dem Grunde als haftbar gelten, weil sein Verhalten nicht die Ursache

werden durfte, daß sein Kontrahent zu Schaden käme. Eine solche Begründung geht aber vom Standpunkte der Verkehrssicherheit aus nicht einmal so weit wie die vom früheren Obertribunal gebilligte und auch heute noch von vielen Juristen vertretene Theorie, wonach die dem Empfänger zukommende Erklärung auch dann, wenn sie dem Willen des Absenders nicht entspricht, als dessen Willenserklärung gilt, so daß durch Annahme des Angebotes, so wie es übermittelt ist, unter allen Umständen ein unanfechtbarer Vertrag zu Stande käme. Diese Theorie wird vom Reichsgericht als die Bedürfnisse des Verkehrs „weit überschneidend“ reprobiert.

Natürlich kommen im Einzelfalle neben den prinzipiellen Bedenken häufig auch konkrete Umstände in Betracht. Wenn z. B. der Kommissionär seinen Auftraggeber als einen Geschäftsmann gekannt hätte, dessen Verhältnisse eine Order von 20 000 Pfund als ganz übermäßig und deshalb als unwahrscheinlich erscheinen ließen? Wäre es dann vor Ausführung der Order nicht seine Pflicht gewesen, sich durch eine Gegenfrage zu vergewissern, ob da nicht ein Irrthum vorliege?

Wie steht es nun in analogen Fällen mit dem Telephon? Hier scheint noch Alles schwankeud. Bekämpfen sich doch zwei verschiedene Grundanschauungen der Juristen, deren keine sich bisher vollständig durchzusetzen vermocht hat. Die Einen wollen alle Vorkommnisse des Fernsprechverkehrs einfach unter die Regeln des Depeschenverkehrs bringen; die Anderen halten den Vertragsabschluß durch das Telephon für einen Abschluß unter Anwesenden, im Gegensatz zum telegraphischen Abschluß als einem solchen unter Abwesenden. Das ist ein Unterschied, der in vielen gesetzlichen Beziehungen von Wichtigkeit ist. Ein Telephongespräch wird mindestens von Zweien gehört, dem Auftraggeber und dem Auftragnehmer; entsteht aber ein Mißverständnis, so ist kein Schriftzeug vorhanden, wie beim Telegramm. Deshalb bedient man sich in größeren Geschäften gern eines zweiten Zeugen am Schallrohr und bringt das Gesagte unmittelbar danach zu Papier. So lange aber der Phonograph nicht allgemein eingeführt ist, fehlt es trotzdem an blindigem Beweismaterial dafür, was gesagt worden ist. Wer die schier unzähligen Nummernverwechslungen verfolgt, die schon beim Anrufen vorkommen, wird sich nicht darüber wundern, daß Zahlenirrhümer in den Gesprächen sehr häufig sind. Deshalb ist man ja auch zu der Sitte des Kollationirens übergegangen, das viele Irrthümer sofort aufklärt.

Noch verwickelter wird die Entscheidung der Verantwortlichkeiten dadurch, daß der Angerufene weder in seinem Bureau noch an der Börse in der Regel Zeit hat, selbst am Telephon zu sein, sich also eines Vertreters bedienen muß. Es würde also zunächst einmal zu entscheiden sein, ob nicht etwa anstatt eines Verhandlers ein geschäftskundiger Mann für die Fernsprechaufnahme zur Verfügung zu halten gewesen wäre. Die Börse wird wohl am Wenigsten dazu kommen, derartige Dinge zum gerichtlichen Austrag zu bringen, denn sie liebt das zeitraubende Prozeßiren nicht mehr — *timo is money* — und ist deshalb immer zu billigen Ausgleich bereit. Man verzichtet unter Umständen schlankweg selbst auf größere Summen und wendet sich im schlimmsten Fall an das Arbitrium von kaufmännischen Sachverständigen, die ja nicht mehr, wie in früheren Zeiten, ignorante, dafür aber um so wichtiger thurende Herren sind. Unsere Mittelfirmen im Bankwesen laufen ohnehin mit dem halbwüchsigen Theil ihrer Börsenvertreter ein ständiges Risiko, da jeder Fehler in einem Hauss- oder Baissengagement schließlich doch

von der Firma gut gemacht werden muß. Allerdings wurde von einem bekannten Geheimen Kommerzienrath in Berlin früher das geflügelte Wort kolportirt: „Meine Leute dürfen sich nie mehr als einmal irren!“ Wenn man bedenkt, daß für die untergeordnetsten Verrichtungen in so manchem anderen Berufsbranche Kauttionen von den Angestellten gefordert werden, so möchte man die generelle Vertrauensseligkeit unserer Bankiers ihrem häufig recht jugendlichen Personal gegenüber fast Leichtsinns nennen. Allein die Erfahrung hat bisher solchem Leichtsinns in den meisten Fällen doch Recht gegeben.

Eine Spezialfrage ist das Gebundensein bei Geschäftsofferten. Wenn der Kaufmann A. brieflich oder telegraphisch dem Kaufmann B. tausend Sach Weizen anbietet, und zwar „freibleibend“, so antwortet B. telegraphisch oder postwendend und der Offerent darf unter allen Umständen seine Mittheilung als von der Post ordnungsmäßig besorgt ansehen. Nichtsintreffen darf — so weit das Deutsche Reich in Betracht kommt — als Nichtabsendung gedeutet werden. Das Wort „freibleibend“ bezieht sich bekanntlich auf den Offerenten, so daß er bei Annahme des Angebotes immer noch erklären kann, er habe bereits anderweitig verfügt. Wenn nun bei einer solchen Eventualanstellung ein telephonischer Irrthum vorkommt, so kann sich leicht der eine Theil für gebunden halten, ohne es noch zu sein; oder der Offerent glaubt fälschlich, eine Antwort vernommen zu haben, die ihn nach irgend einer Richtung verkehrt disponiren läßt. In diesem Falle kann man die Folgen des Irrthumes nicht einfach auf den Fragesteller wälzen, weil er sich vor dem Fehler der Erwiderung doch gar nicht schützen konnte.

Mündliches Verhandeln ist ein Verhandeln unter Anwesenden. Briefe und Telegramme stellen ein Verhandeln unter Abwesenden dar. Nun wird von 1900 an das Bürgerliche Gesetzbuch dem Telephonverkehr die Fähigkeit eines Abschließens unter Anwesenden zuerkennen. Das ist für den direkten Geschäftsverkehr, wo eine Offerte mit einem sofortigen Ja oder Nein erledigt werden kann, sehr wichtig, weil dann eine Anrufung nicht gestattet, mit einem Briefe oder einem nachträglichen Wiederanrufen statt des sofortigen Ja oder Nein zu antworten.

Beleidigungen durchs Telephon können zu recht weitgehenden Rechtsfragen führen; doch sind sie schwer zu beweisen. Im Privatklageverfahren giebt es keine Eideszuschreibung oder eidliche Bekräftigung und nur bei Beamtenbeleidigungen pflegt die Staatsanwaltschaft „im öffentlichen Interesse“ Officialanklage zu erheben. Immerhin liegen die schwierigsten Fälle des Telephonrechtes auf dem Gebiete des Handels. Und wenn der Laie gern von dem Brief spricht, der die Bestätigung des mündlichen Abschlusses darstellt, so ist Das ein Irrthum. Der nachträgliche Brief dient, ganz wie bei telegraphischen Abschlüssen, nur zur größeren Sicherung, nicht zur Herstellung der Vertragsgrundlagen.

Pluto.



Narrenstreiche.

I. Das Jüngste Gericht.

Jüngst schlief ich einen tiefen Schlaf
Und im Traume summten die Schellen,
Da hör' ich plötzlich vom Narrendom
Die große Glocke gellen.

Die große Glocke zu tönen beginnt
Bei jedem klugen Streiche,
Den man in hehrer Begeisterung begehrt
Im neuesten Deutschen Reiche.

Die große Glocke gellt und schrillt
In grellen Misfaccorden;
Fast glaubt' ich, hinge sie nicht so hoch,
Dass sie selbst verrückt geworden.

Die Glocke hat ihr lachendes Lied
Ueber den Reichstag gesungen,
Der da gehalten sein Jüngstes Gericht
Ueber Wolfgang, den ewig Jungen.

Der Reichstag hat sein Sprüchlein gefällt
Und den Fall Goethe erledigt.
Für Tiefenbacher, Kroaten und Volk
Ein Stück Kapuzinerpredigt!

Doch wie am schwarzen Himmelszelt
Die Sterne strahlen und funkeln,
So hat er mit ruhigem Trost die Welt
Erleuchtet aus nächtigen Dunkel.

Aus seiner Brust, da brach hervor
Ein Strom von singenden Sternen,
Kometen schwammen leuchtend empor
Und grüßten unendliche Fernen.

Ihm war keine Höhe so schwindelnd hoch:
Er ist jubelnd hinaufgekommen;
Keine Tiefe so schaurig: er ist doch
Muthig hinuntergekommen.

Wohl hat auch ihn das Leben umgraut
Mit Schmerzen, Gefahren und Stürmen,
Doch hat er ihm leuchtend ins Auge geschaut,
Ließ ruhig die Wogen sich thürmen.

Es war ihm nichts zu fremd, zu gering:
Er hat es mit Liebe umschlossen;
Und von der Natur ist aus jedem Ding
Ihm Liebe zurückgeflossen.

Sein Herz hat dem Herzschlag des Alls gelauscht
In glühendem Gottverlangen
Und Sonnen im Auge, gottumrauscht:
So ist er durchs Leben gegangen.

Eine Riesenharpfe, geschwellt vom Klang,
Von der Erde gespannt zu den Sternen...
Und die süßesten Lieder, den tiefsten Sang
Trägt die Zeit in ewige Fernen...

Doch Ihr, in Eurer Zeitlichkeit,
In Eurer kurzjährigen Sendniß,
Ihr wißt doch, daß Euch nun einmal fehlt
Für Größe das Verständniß.

Drum redet leiser und bosfelt still
An Euren Splittergesetzen
Und hütet Euch, „ohn' direkt zuchtlos zu sein,
Das Schamgefühl grob zu verletzen!“



II. Die Inschrift.

Was für den Menschen die Titulatur
Und der Orden, Das ist für Gebäude
Die Inschrift —: die amtliche Signatur,
Der Stempel zur Daseinsfreude.

Der Leib ist die rohe Erscheinungsform
 Vom sündlich konkreten Wesen;
 Doch was er bedeutet, sein Sinn, seine Norm:
 Das ist auf der Inschrift zu lesen.

Der Geist, der glühend den Leib durchflammt
 Und ihn zum Licht getragen,
 Wohin er strebt und woher er stammt:
 Das kann nur die Inschrift sagen.

Erst die Inschrift durchdringt den Mauerstein
 Mit inniger Befehlung;
 Und Körper und Geist und Traum und Sein
 Feiern in ihr die Vermählung.

Ein Mensch ohne Titel: ein Kork, ein Sand,
 Schwankeud auf flüchtiger Welle,
 Ein Halm im rinnenden Dünensand,
 Ein ganz unsicherer Geselle.

Ihm fehlen die Wurzeln, ihm fehlt das Ziel;
 Frei flattern im Wind die Ranken —
 Natürlich lockt jeder Befenspißel
 Die Hegenabbathsgedanken.

Die Inschrift weist den lichten Pfad
 Aus Nacht und Tod und Verwesung;
 Es ist der Sturm die rettende That
 Und das Wort bringt die Erlösung . . .

Drum seht auch bald auf den Reichstagsbau
 Die befreienden Inschriftsworte!
 Der amtliche Stempel, Gold auf Gran,
 Der fehlt noch über der Pforte.

Dem ohne Inschrift seid Ihr doch nichts,
 Eine leblos stammelnde Masse;
 Vielleicht bahut dann ein Strahl des Lichts
 Einem Gedanken die Gasse.

Und der ist nöthig. Müßt Ihr doch bald
 Eine andere Inschrift besprechen;
 Da werdet Ihr über Form und Gehalt
 Euch weidlich die Köpfe zerbrechen.

Nur nehmt Euch in Acht, nicht wieder einmal
 Die Wahrheit zu verletzen —:
 Sie könnte Euch sonst mit glühendem Stahl
 Eine ewige Inschrift setzen.

Kunz von der Rosen.